Nr. 297 — Jahrgang 17 Einzelnummer 0,20 Zl. Freitag, den 25. Dezember 1931

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Geschäftsstelle der „Volksstimme“ Bielsko, Republikanska Nr. 41. — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Rußlands Friedensbotschaft

„Weltrevolution“ durch Friedenspakte mit der Bourgeoisie — Die Außenpolitik der Sowjets — Gute Beziehungen zu Frankreich und Polen

Moskau. Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, **Molotow**, erklärte in seiner Rede vor dem Zentralvollzugsausschuß, die Sowjetregierung sei bereit, alles zu tun, um den Frieden zu sichern. Mit größter Spannung verfolge die Regierung die politischen Ereignisse im Fernen Osten. Der Untersuchungsausschuß des Völkerbundes, der nach der Mandschurei gehen solle, werde dem Interesse des Friedens nur wenig dienen. Man dürfe nicht vergessen, daß auch Sowjetrußland gewisse Interessen in der Mandschurei besitze. Die Sowjetregierung sei bestrebt, gegenüber China und Japan eine neutrale Politik zu treiben. Sie habe nichts mit irgendwelchen Gruppen zu tun, die an den Kämpfen beteiligt seien.

Molotow wies ferner darauf hin, daß infolge der Ablehnung der sowjetrussischen Abrüstungsvorschläge in Sowjetrußland bezüglich des Ausganges der Abrüstungskonferenz Pessimismus herrsche. Die Sowjetregierung werde verlangen, daß die Konferenz nicht nur Beschlüsse auf dem Papier fasse, sondern die Abrüstung auch tatsächlich herbeiführe. Die Beziehungen Rußlands zu Frankreich hätten sich bedeutend gebessert. Die Verhandlungen über den bereits paraphierten Nichtangriffspakt mit der Pariser Regierung seien noch im Gange. Was die russisch-polnischen Nichtangriffsverhandlungen betreffe, so sei zu hoffen, daß sie bald zu einem Abschluß kommen werden. Von einem Abschluß der Verhandlungen über Nichtangriffspakte mit anderen Ländern, darunter mit den Randstaaten, könne in diesem Augenblick noch nicht gesprochen werden. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen beschäftigte sich Molotow mit den Beziehungen zu Rumänien, wobei er erklärte, daß die Frage des Anschlusses an einen Nichtangriffspakt noch geregelt werden müsse.

Nachdem der Redner noch das Freundschaftsverhältnis zum deutschen Reich und zu anderen Ländern, mit denen normale Verträge beständen, erwähnt hatte, ging er auf die wirtschaftliche Lage der Sowjetunion ein.



Rücktritt des australischen Ministerpräsidenten

Scullin, seit 1929 Ministerpräsident von Australien, hat infolge der schweren Niederlage der Arbeiterpartei bei den Wahlen seine Demission eingereicht.

Macdonalds Weihnachtsbotschaft

Nur internationale Zusammenarbeit kann helfen.

London. In einer Weihnachtsbotschaft sagt der englische Ministerpräsident Macdonald im „Evening World“ in Newcastle, daß die ganze Welt eine Reihe von mageren Tagen durchmache. Die Einflüsse, die diese schlechten Zeiten hervorgerufen hätten, lägen nicht im Machtbereich nur einer Nation und solange nicht eine internationale Zusammenarbeit sichergestellt sei, werde eine nennenswerte Besserung kaum eintreten. Die Besserung der Lage Englands hänge von dem Mut und dem Zusammengehörigkeitsgefühl des englischen Volkes ab.

Der erste Schritt aus der Krise

Die Einigung in Basel — Deutschland der Krisenherd der Welt
Bruch mit dem Youngplan — Die Regierungskonferenzen im Januar

Basel. Das Gutachten des Sonderausschusses ist am Mittwoch abend kurz nach 22 Uhr von sämtlichen Abordnungsführern unterzeichnet worden.

Präsident **Beneduce** gab einen kurzen Ueberblick über die drei Wochen angespannter Arbeit und schloß die Tagung mit guten Wünschen für die Zukunft.

*

Basel. Das inzwischen der deutschen Presse bekanntgegebene Gutachten des Sonderausschusses der BIZ wird noch im Laufe der Nacht von sämtlichen Abordnungen unterzeichnet werden. Es soll sodann nach Fertigstellung des deutschen, französischen und italienischen Textes den Regierungen übermittelt werden.

Der Zusammentritt der kommenden Regierungskonferenz wird hier allgemein für Mitte Januar erwartet.

Als Tagungsort werden Amsterdam oder Luzern genannt.

Der Bericht, der 24 Seiten umfaßt, und dem zahlreiche Anlagen über die Arbeiten der Unterausschüsse, den Reichshaushalt und die Reichsbahn angefügt sind, stellt im großen ein Kompromiß dar.

Die deutsche und die französische Auffassung stießen in den Verhandlungen wiederholt sehr schroff aufeinander, so daß das Zustandekommen eines einheitlichen Berichts mehrfach als völlig ausgeschlossen erschien.

Erst in letzter Stunde am Mittwoch abend gelang es, die Gegensätze zu überbrücken.

Der Youngplan aus den Angeln gehoben

Berlin. In amtlicher Berliner Stelle äußert man sich noch nicht über das inzwischen bekannt gewordene Gutachten des BIZ-Ausschusses. In politischen Kreisen glaubt man jedoch immerhin feststellen zu können, daß man in Basel sehr richtig die deutschen Tribute als den eigentlichen Beunruhigungsfaktor in der Welt erkannt habe. Deutlich sei ferner die Unmöglichkeit herausgehoben worden, mit den Mitteln des Youngplanes und im Rahmen dieser Maschinerie der ungeheuren Krise zu Leibe gehen zu können. Deshalb erscheint der dringende Appell des Ausschusses an die Regierungen,

unverzüglich zu Entscheidungen zu kommen,

im Zusammenhang mit dem Hinweis, daß die bisherigen Schwierigkeiten bereits die Vorboten weiterer Katastrophen seien, besonders wertvoll, zumal das Gutachten einstimmig angenommen wurde und von keiner Seite einen Vorbehalt gefunden hat.

Sachlich ist damit der Youngplan, auf den sich Frankreich bisher so hartnäckig versteifte, aus den Angeln gehoben.

Mit Befriedigung stellt man in politischen Kreisen weiter fest, daß die Bemühungen der Reichsregierung zur Sicherung der Währung, der Wirtschaft und der Finanzen in Basel vollauf anerkannt worden seien.

Es wird nun Aufgabe der Regierungskonferenz sein müssen, auch die einzig möglichen politischen Schlußfolgerungen aus diesem Gutachten zu ziehen.

Japanische Bomben auf Kintschau

Moskau. Nach einer russischen Meldung aus Tokio haben japanische Bombenflugzeuge am Dienstag Kintschau bombardiert. Die Japaner warfen 23 Bomben ab. Die Verluste der Chinesen werden als erheblich bezeichnet.

„Friede auf Erden?“

Rings um uns toben heftige Kämpfe, sei es auf wirtschaftlichem oder politischem Gebiet. Einer Mär zufolge sollte just um die Zeit, als die Natur selbst in der Sonnenwende zu hellerem Licht drängt, irgendwo im Orient ein Kindlein geboren sein, welches später der Erlöser der Menschheit werden sollte. Die Kirche pflegt bis auf den heutigen Tag diese Legende, denn die Geburt des Gottessohnes wird geschichtlich umstritten, sammelt ihre Getreuen in Kirchen und läßt einen sehnsuchtsvollen Spruch verkünden: Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind. Wie alle Kirchenfeste, so ist auch Christi Geburt heidnischen Bräuchen entnommen, denn es war bei den Heiden ein Lichtfest, die Kirche läßt daraus die Geburt des Menschheitserlösers werden. Jahrhunderte wird dieser Brauch kirchlich getrieben, Staatsmänner und Könige, wie Kirchenfürsten, führen dieses „Friede auf Erden“ zwar im Munde, aber selbst der Allgewalt der Kirche ist es nicht gelungen, weder der Menschheit Erlösung, noch den Völkern den Frieden zu geben. Und die Geschichte der Religionskriege lehrt uns zur Genüge, daß auch dieser Glauben an den Welterlöser den heidnischen Völkern durch die heilige Kirche nicht mit Gottesworten allein, sondern mit Feuer und Schwert aufgezwungen wurde und darum ist auch dieser Spruch nur ein Leitgedanke, denn wir sehen die Gottesmänner oft als Streiter, wenn sie der Politik sich zuwenden und dort Religionshüter spielen, während sie in Wirklichkeit den Klassenkampf in schärfster Form betreiben. Im Kriege segneten die Päpste die Waffen der Kriegführenden, was sie nicht hinderte, ihren Schäflein zu jeder Weihnacht das „Friede auf Erden“ vorzumimen. Religion, o, ja, das war etwas, als diese bürgerlich-kapitalistische Welt noch nicht im Dienste des Staates stand und dieser von wenigen Finanzmagnaten beherrscht war. Damals konnte man noch glauben, daß sich die mühselig Beladenen nach einem Erlöser sehnen, den Gottessohn, der ihnen eine andere Welt, ein besseres Dasein bescheren sollte, die Kirche hat denn auch vorsichtigerweise diese neue Welt nach dem Jenseits verlegt, wo es über Versprechungen keinerlei Kontrolle gibt und aus dem Nichts des Weltalls niemand mehr als Begutachter des besseren Jenseits kommt.

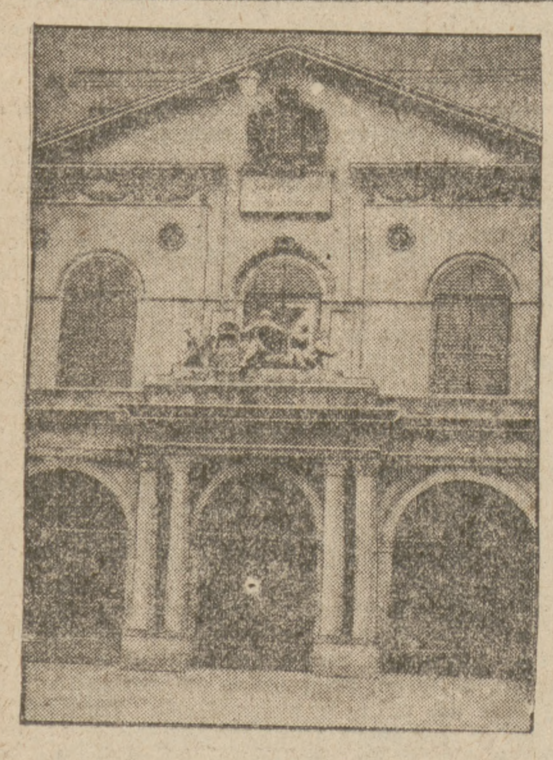
Soviel Menschenrassen, fast soviel Religionen, und jede sichert einen Gott für sich, der der einzige Wahre ist, welcher es ist, darüber geht der Streit noch heftiger als vielleicht um irgend eine „Irrlehre“, wenn sie der Menschheit, wie der Sozialismus, Erlösung bringen kann. Wir haben keine Ursachen, dieses Fest des Friedens und der Erlösung zu leugnen, nur wollen wir es des kirchlichen Mäntelchens entkleiden, es auf die Wirklichkeit zuschneiden und das ganze Ziel daran setzen, unsere politischen Aufgaben so zu konzentrieren, um unsere Idee sieghaft zu gestalten, damit der Menschheit Erlösung und Frieden auf Erden werden. Wie weit wir von diesem Ziel noch sind, das beweist uns ein kurzer Blick in die Presse, wie um des schnöden Mammons willen Kämpfe ausgetragen werden, und im Vordergrund bläst man zwar die Friedensschalmeien, ruft in allen Tonarten, retten wir uns vor dem Zusammenbruch, aber Frieden, das will man nicht geben, dafür aber Milliarden für neue Rüstungen, für weitere Ausgestaltung des Militarismus, der über die Welt jenes Unheil brachte, welches als Weltkrieg vor uns abrollte und die heutige Zeit mit dieser unendlichen Zahl von Arbeitslosen und einer geradezu sagenhaften Wirtschaftskrise hervorrief, und doch predigen sich diese echten Christen untereinander Frieden und betrügen sich gegenseitig, weil ihnen weniger die Erlösung der Menschheit, als deren Ausbeutung am Herzen liegt. und die Kirche stellt sich willig in diesen Dienst. Denn während sie gegen die Absurditäten des Kapitals wettert, läßt sie sich gern durch Konkordate und sonstige Verträge ihre Einnahmen aus dem Staatssäckel sichern, sie hat ihren Frieden geschlossen, nicht für die Menschheit, sondern für die Kirchenkassen. In dieser privatkapitalistischen Welt fühlt sich diese Kirche recht glücklich und nur selten ist ihr Religion Befreiung der Menschheit, wohl aber Selbsterhaltungstrieb.

Als der Sozialismus, der in seinem Wesen als Weltanschauung nicht religionsfeindlich ist, sondern gerade Religion als innerste Herzenssache, jedem als ein persönliches Heiligtum überläßt, aufkam, an die ganze politische Gebarung der Religionskünder die kritische Sonde ansetzte, da brauste es wie ein Sturm, diese Lehre als gottfeindlich zu bekämpfen, so lange sie nur den unteren Klassen eine neue,

bessere und schon diesseitige Welt verkündigte. Aber die Kirche — und in Deutschland sahen wir das Beispiel — und die Patentkatholiken machten sofort Frieden und hielten sie als bündnisfähig, als sich die politischen Machtverhältnisse änderten und die Gefahr nahelag, daß eine reinliche Scheidung zwischen Kirche und Staat kommen werde. Da siegte sogar das „Vaterland“ über die Religion, und wenn einst die Arbeiterklasse sieghaft werden wird, werden so manche Gottesdiener sich in den Dienst des Sozialismus stellen, wenn nur, ja, wenn nur dieses Opium fürs Volk auch vom Staat bezahlt wird. Und weil die politischen Zeitläufe uns dies an manchen Beispielen bewiesen haben, darum ist Weihnacht für uns nichts Uebersinnliches, nichts Unnatürliches, sondern eine Weihestunde des Kampfes. Licht soll in den Gehirnen der Massen erleuchten, daß diese Welt anders, besser sein kann, wenn wir es nur selbst wollen. Brüder wollen wir untereinander sein und gemeinsam schaffen, daß jeder Brot und Arbeit hat und die Güter dieser Erde, die uns die Natur schenkt, an alle gleich und für alle das nötige Quantum garantiert wird. Sind wir erst durch Ueberwindung der kapitalistischen Wirtschaftsform so weit, so wird es eben keinen Kampf mehr geben, und die Menschheit kann von einem Frieden auf Erden sprechen.

Aber da werden die Gottesprediger uns laut entgegenrufen, daß es heller Wahnsinn ist, solche Forderungen zu stellen, denn ihre Bibel hat ja ihre Thesen, daß es immer schon so war, daß es Herren und Knechte geben muß und daß nur der Knecht auf den Himmel rechnen darf, weil es ihm jetzt schlecht ergeht, dafür kommt er in den Himmel und sein Herr wird in der Hölle braten, wenn er unvorsichtig ist, der Kirche schon diesseits, seinen Himmelsanteil sich zu garantieren, unterläßt. Er hat es jetzt schon auf Erden gut, und, wenn er vorsichtig ist und der Kirche viel spendet, so ist er auch nach dem Tode des Himmellohnes sicher. Und wir Sozialisten sind der Meinung, daß wir nicht Knechte ewig sein wollen, sondern Gleiche und Gleichen und daß wir alle Anteil an diesen Erdengütern haben wollen, und wenn es uns nach dem Tode auch noch gut ergeht, so werden wir nichts dagegen einzuwenden haben. Starb dieser Gottessohn, dessen „Friede auf Erden“ wir um die Weihnachtszeit vernehmen, so wollen wir auch seiner Lehren Wünsche schon jetzt verwirklicht sehen. Denn, aus dem was die heilige oder hinterlassene Schrift, wo die Lehren dieses Gottessohnes verewigt sind, uns sagt, muß man nur folgern, daß er der erste und gewaltigste Revolutionär, innerhalb seiner Volksgemeinschaft, war. Aber die Lehren der Bibel, sie sind für die Massen bestimmt, die ausgebeutet werden und die Reichtümer der Welt schaffen, diejenigen, die sie sammeln und uns ausbeuten, die mögen Christen, Katholiken, Heiden oder Juden sein, Polen, Deutsche, Franzosen oder sonstiger Nationalität, darin sind sie sich einig, daß sie herrschen und ausbeuten müssen und die breiten Massen eben dazu da sind.

Weihenacht, ja, aber nicht zur Verewigung des Hasses, zur Erhaltung dieses privatkapitalistischen Systems! Die Kirche oder Landeskirchen haben sich immer in den Dienst der Ausbeutung gestellt, Religion, das ist etwas wesentlich anderes. Man soll uns nicht damit kommen, daß die Sozialisten und Kommunisten nicht unter sich einig sind und darum ihre Lehre eine Utopie ist, denn gerade bei den Trägern der Gottesgelahrtheit tobt der Streit ums Dogma noch weit heftiger, denn unter den Sozialisten. Nur ist die Zeit vorbei, wo man die Ketzer auf dem Scheiterhaufen hat enden lassen. Diese Sonnenwende der Heiden brachte die Erkenntnis des sieghaften Lichtes. Mehr Licht in die Gehirne der Arbeiterklasse und Erkenntnis, daß die Befreiung der Arbeiterschaft nur das Werk der Arbeiter selbst sein kann! Die Religionsprediger sagen uns, daß der Klassenkampf zu verabscheuen ist, aber sie führen ihn gegen jeden andersdenkenden in schärfster Form. Darum ist für uns Weihnachten nichts anderes, als ein Fest des Lichtes, ein Tag der Sammlung zu neuen Kämpfen, damit durch die breiten Volksmassen jener Wunsch der Menschheit erfüllt werde: „Friede auf Erden“. Die Religionsgemeinschaften haben dieses Werk und diese Lehre des Gottessohnes nicht erfüllen können, die Arbeiterklasse wird dieses Menschheitserbe im politischen Kampf durchzusetzen versuchen. Sie ist die Mehrheit im Volk und sie will Frieden auf Erden und den Menschen Wohlgefallen, die guten Willens sind. Diese neue Welt des Friedens kann nicht im Joch des Kapitalismus sein, sie kann nur Freiheit im Sozialismus finden und werden. —ll.



Wien feiert das 125jährige Jubiläum der Erstaufführung von Beethovens Violinkonzert

Das „Papageno“-Tor des Theaters an der Wien soll anläßlich des 125jährigen Jubiläums der Erstaufführung von Beethovens Violinkonzert nach langen Jahren wieder geöffnet und festlich beleuchtet werden. Beethoven hatte in dem Gebäude in den Jahren 1804—1805 gewohnt und dort das Violinkonzert für den jungen Geiger Franz Klement komponiert, der es das erste Mal in dem Theater an der Wien vortrug.



Schwere Studentenunruhen in Sofia

Die Polizei drängt die Demonstranten zurück.

In der bulgarischen Hauptstadt Sofia kam es zu großen Demonstrationen der Studentenschaft gegen den Kultusminister und früheren Ministerpräsidenten Prof. Pankoff. Zur Zurückdrängung der Demonstranten mußten größere Polizeikräfte aufgeboten werden, da sich den Studenten Arbeitslose angeschlossen hatten.

War der Krakauer Kongreß legal?

Die Verteidigung des Angeklagten Mastek — Die Rolle der Regierung

Warschau. Die Mittwochverhandlung des Brester Prozesses wurde ganz von der Verteidigung des Angeklagten Mastek ausgefüllt, der als Organisator des Centrolew-Kongresses in Krakau gilt. Rechtsanwalt Rudzinski stellt zunächst fest, daß von einer revolutionären Stimmung nicht die Rede sein konnte, denn die Behörden haben ja die Genehmigung zur Abhaltung des Kongresses erteilt, ob aus Angst oder ob die Starosten Blutvergießen vermeiden wollten, sei nebensächlich. Die Transparente sind öffentlich getragen worden, also auch hier keine Absicht eine Geheimorganisation zu schaffen. Das von der Menge Rufe laut wurden, daß die Diktatur fort muß, daß die Wahlgelder zurückgegeben werden müssen, war doch nie ein Geheimnis, sondern politische Forderungen. Der Staatsanwalt sagt, daß der Staatsstreich legalisiert worden war, jedes Kind in Polen weiß aber auch, daß keine Regierung nach dem Maiumsturz möglich war, die nicht von Pilsudski geduldet und bestimmt wurde. Erst war Pilsudski für den Sejm begeistert, dann regnete es Beschimpfungen auf die Volksvertretung, zunächst setzte er das größte Vertrauen in das polnische Volk, dann nannte er es ein Volk von Idioten und wie Pilsudskis Abkehr von früheren Idealen erfolgte, wendete sich auch die Stimmung gegen ihn und es ist kein Geheimnis, daß er mit seinen Freiheitsidealen Schluß machte. Das verursachte den Wandel und die Abwehr, die im Centrolew zum Ausdruck kam. Aber der Angeklagte Mastek ist erst verhaftet und in Brest interniert worden und dann erst hat man Beweise gegen ihn gesucht. Die Anklageschrift ist dürftig, jeder Beweis der Schuld fehlt, denn es war keine Geheimorganisation da, sondern alles vollzog sich in voller Oeffentlichkeit. Die Regierung tat nichts, um die Wünsche der Opposition zu berücksichtigen und darum mußte das Volk um seine Rechte kämpfen, auf dem Boden der Verfassung, wis kein Verbrechen sei und darum müsse der Angeklagte Mastek auch freigesprochen werden.

Hierauf wurden die Verhandlungen auf den 29. Dezember vertagt.

Frankreichs Erfolg?

Ein österreichisch-tschechisch-ungarischer Wirtschaftsblock?

Wien. Wie die Telegraphen-Union erfährt, werden unmittelbar nach Neujahr österreichisch-tschechische Wirtschaftsverhandlungen mit dem Ziel einer engeren und dauernden wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den beiden Nachbarländern beginnen. Als Verhandlungsort ist Brünn in Aussicht genommen. Oesterreich ihrerseits werden die Verhandlungen von dem ersten Sektionschef im Bundeskanzleramt, Dr. Schüller, geführt. Den jetzt bevorstehenden tschechisch-österreichischen Verhandlungen sind vor kurzem tschechisch-ungarische Besprechungen vorausgegangen,

die mit einem außerordetlich bedeutsamen Ergebnis endigten.

Es wurde nämlich vereinbart, daß die Verwaltung des tschechischen Tabakmonopols ihren gesamten Tabakbedarf bei Ungarn decken soll. Da Ungarn aber nicht selbst Tabak anbaut, sondern daß es sich nur um den Einkauf bulgarischer, griechischer und türkischer Tabake handelt, so bedeutet das Abkommen,

daß Ungarn einen beträchtlichen Produktionsgewinn von der Tschechoslowakei zugesichert erhalten hat.

Dadurch dürfte die Bereitwilligkeit Ungarns, sich an der geplanten

Dreieckkonstruktion Oesterreich-Ungarn-Tschechoslowakei zu beteiligen,

wesentlich gefördert werden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Meldung des „Pesti Naplo“, wonach 40 ungarische Optanten aus der Tschechoslowakei dem Haager Gerichtshof mitgeteilt haben, daß sie auf eine Weiterführung des von ihnen anhängig gemachten Verfahrens verzichten, da sie sich mit der Prager Regierung gütlich geeinigt hätten. Auch hier zeigt sich ein auffallendes Entgegenkommen der Tschechoslowakei gegenüber ungarischen Forderungen.

Keine Verschiebung der Abrüstungskonferenz

London. In den englischen zuständigen Kreisen wird in aller Form die von Reuter verbreitete Meldung in Abrede gestellt, daß England in einer Note an Japan eine Verschiebung der Abrüstungskonferenz vorgeschlagen habe. Die englische Regierung habe vor einer Woche an ihre wichtigsten Missionen im Auslande die Anweisung gesandt, mit den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, wegen der vorläufigen Vorbereitungen für die Abrüstungskonferenz in Verbindung zu treten. Man glaube in London, daß ein derartiger Meinungsaustausch die Arbeiten der Konferenz nur fördern und beschleunigen, sowie einige noch bestehende Lücken ausfüllen könne. Die englische Regierung habe von sich aus die Möglichkeit einer Verschiebung der Abrüstungskonferenz nicht erwähnt.

Blutige Streikunruhen in Schanghai

Schanghai. Hier sind 7000 Arbeiter der Baumwollindustrie und der britisch-amerikanischen Arbeitsgesellschaft in den Streik getreten. Die Arbeiter, die eine Lohnerhöhung um 20 v. H. fordern, versuchten die Fabrikräume zu erstürmen, wurden aber von der Polizei zurückgetrieben. 3 Arbeiter wurden dabei getötet und 15 schwer verletzt. In dem Fabrikbezirk ist das Standrecht verhängt worden.

Hoover über die Auswirkung des Moratoriums

Washington. Präsident Hoover erklärte nach Unterzeichnung des Moratoriums: „Das Moratorium verhinderte die Katastrophe Deutschlands. Das amerikanische Volk erreichte größeres damit, als bloßen Geldgewinn durch Verhinderung eines Preissturzes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, indem es Panik und unbegrenzte Verluste verhinderte. Es hat dazu beigetragen, dem deutschen Volk Mut und Hoffnung zu erhalten und gleichzeitig den anderen europäischen Völkern Gelegenheit zu geben, die dringenden Fragen zu lösen.

Neues deutsch-polnisches Abkommen über den kleinen Grenzverkehr

Warschau. Im polnischen Außenministerium wurde am Dienstag zwischen Deutschland und Polen ein Vertrag über Erleichterungen im kleinen Grenzverkehr unterzeichnet. Dadurch wird der Vertrag über den kleinen Grenzverkehr vom Jahre 1924 ungültig. Von deutscher Seite wurde der Vertrag von Minister Paul Eckard unterfertigt.



Abessinischer Besuch beim Reichspräsidenten

Bedscherond Selleka Agedau, der Gesandte des Kaiserreichs Abessinien in Paris, ist in Berlin eingetroffen, um dem Reichspräsidenten und der Reichsregierung den Dank des abessinischen Kaisers Ras Tafari für das anläßlich seiner Krönung übersandte Geschenk auszusprechen. Das Geschenk hatte in einer prunkvollen Staatskarosse, die bei den Krönungsfeierlichkeiten benutzt wurde, bestanden

Polnisch-Schlesien



Weihnacht

Von Paul Piechowski.

Grau durch die Straßen der Großstadt
Quält sich der dunkelnde Tag.
Winterlich eisige Stürme
Brausen um Mauer und Dach.

Arbeitslos ruhen die Hände,
Bitteres Elend hebt an.
Ueber die Wiege des Kindes
Neigt sich die Frau und der Mann.

Und aus sich schüttelnden Tiefen,
Aus der Verzweiflung Schoß
Bricht es wie Blitz aus den Wolken,
Ringt es wie Inbrunst sich los:

Rotharte Fäuste umklammern
Dich, deine Wiege, mein Kind.
In uns zerrender Jammer,
Um uns ist Kälte und Wind.

Aber die Weihnacht der Menschheit,
Wärme und Leuchten zu Haus,
Bricht aus der Krippe der Armut,
Aus den Geknechteten auf.

Enden wird hungerndes Weinen,
Enden wird Unrecht und Leid.
Und durch die Lande des Friedens
Schreitet die selige Zeit.

Weihnacht wird kommen auf Erden,
Ob auch das Herz uns zerbricht —
Du bist uns Heiland und Weihnacht,
Du bist uns Hoffnung und Licht.

Fröhliche Weihnachten

Wohl ist es unsere Pflicht, allen unseren Parteifreunden, und besonders unseren Abonnenten, fröhliche Weihnachtsfeiertage zu wünschen. Dieser Pflicht sollen wir uns entledigen, aber wir gestehen, das uns das gar nicht so leicht fällt, wie man sich das denkt. Wem und wie sollen wir fröhliche Weihnachtsfeiertage wünschen! Etwa denjenigen, die schon seit vielen Monaten ohne Existenz dastehen? Gegen 100 000 fleißige Arbeiter warten auf Arbeit, aber sie haben keine Hoffnung, Arbeit zu erhalten, sie flieht vor ihnen und mit ihr verschwindet auch jegliche Hoffnung. Die paar Werkstätten, die da noch in Betrieb sind, veröden immer mehr und in den großen Hütten, in welchen viele tausende Arbeiter noch vor etlichen Jahren das ganze Jahr hindurch schwitzten, spielen Mäuse und in den Ecken spinnt die Spinne ihr Netz, um Fliegen fangen zu können. Sie sind leer, die riesengroßen Fabrikshallen. Die Oefen sind kalt, das Feuer ausgelöscht, und Friedhofsstille ist dort eingetreten. Kein Leben regt sich mehr, nichts ist vernehmbar. Die fleißigen Arbeitsbienen, die diese Hallen belebten, stehen auf der Straße, hungrig und hoffnungslos. Sollen wir an sie mit unseren Weihnachtswünschen herantreten? Was werden sie uns darauf antworten? Sind sie überhaupt noch fähig, auf solche Wünsche zu antworten, ohne Fluch und Verwünschung für das verwünschte System, das uns alle ins Verderben zieht?

Oder sollen wir mit unseren Wünschen in den Kreis der arbeitslosen Familie treten und ihr von fröhlichen Weihnachten erzählen? Wir würden dort finstere Gesichter, die das Lachen verlernt haben, erblicken. Kann man sich etwas Schlimmeres vorstellen, als Kinder, die nicht mehr lachen können? Sie leben massenhaft um uns herum, aber wir wenden unsere Blicke von dem Elend ab, um nicht zu sehen. Im Kreise der arbeitslosen Familie kennt man kein Lachen mehr, denn wie könnte man lachen, wenn die Tuberkulose, das Todeszeichen auf die unschuldigen Gesichter der Arbeiterkinder abgedrückt hat! Unsere Weihnachtswünsche würden dort als Hohn aufgefaßt und im besten Falle würde man uns als überflüssiges Etwas betrachten.

Oder sollen wir mit unseren Weihnachtswünschen zu jenen hingehen, die da an Selbstmord denken? Es gibt viele solche in den Kreisen der Arbeitslosen, wenn auch nicht alle soviel Mut aufbringen, um das elende Leben von sich zu werfen. Jeder Mensch, der hungert, denkt an den Tod, desgleichen auch ein jeder Mensch, der in seinem Ehrgeiz, seiner Ambition, gekränkt wird. Gibt es denn überhaupt einen Arbeitslosen, der auf diesem Gebiete noch nicht gekränkt und moralisch geschädigt wurde? Nein, zu diesen unglücklichen Menschen können wir mit einem Weihnachtswunsch nicht hingehen, denn das wäre eine Kränkung, die wir ihnen antuen würden. Möge zu ihnen der Diener Gottes hingehen und ihnen von „Frieden unter den Menschen“ predigen! Möge man den Unglücklichen etwas vorschwindeln von Gott, von Barmherzigkeit, von Frieden und den Engeln! Wir sind keine Schwindler, und wir werden die Arbeitslosen nicht belügen. Fröhliche Weihnachten gibt es nicht und es wird keine geben, solange das verruchte kapitalistische System obenauf bleibt. Wir haben dieses System durchblickt, und wir sehen um uns herum Wölfe, die uns, die Arbeiterklasse, zerfleischen wollen. Zur Wehr müssen wir uns setzen, um die Meute, die uns den Tod geschworen hat, von uns zu treiben. Wohl haben wir für alle Arbeiter, für die, die auf der Straße stehen und für jene, die bald auf die Straße gelangen werden, einen Wunsch, und dieser Wunsch wird von der gesamten Arbeiterklasse verstanden. Tod dem verruchten kapitalistischen System, das uns die Arbeit nimmt, uns das Brot aus der Hand schlägt und uns moralisch erniedrigt! Das ist unser Weihnachtswunsch, den wir allen unseren Arbeiterfreunden überbringen und sie gleichzeitig ermahnen, sich zum Kampfe gegen das internationale Kapital zu rüsten. Wir wollen Arbeit, Brot und Menschenfreiheit haben. In diesem Sinne wollen wir unsere Proletarierweihnachten feiern und an die Befreiung der Arbeiterklasse aus dem kapitalistischen Joch denken.

Weihnachtsfeiertage im Zeichen der Wirtschaftskrise

„Weihnachtsferien“ in der schlesischen Eisenindustrie — Unsichere Lage in der Kohlenindustrie — Keine Weihnachtsfreude ohne geregelten Verhältnissen

Solche trostlose Weihnachtsfeiertage wie 1931, weiß sich die gegenwärtige Generation nicht mehr zu erinnern. Gewiß sprechen wir schon seit 1925 ununterbrochen über Wirtschaftskrise, denn seit dieser Zeit haben wir eine Armee von Arbeitslosen zu verzeichnen, die einmal kleiner und das andere Mal wieder größer wird, je nach der Konjunktur, die Schwankungen ausgesetzt ist. In den Jahren 1926 und 1927 hatten wir eine Hochkonjunktur gehabt und dennoch standen Tausende von oberschlesischen Arbeitern auf der Straße. Doch war die Lage noch niemals so trostlos gewesen wie jetzt und gerade zu den Weihnachtsfeiertagen hat die Wirtschaftskrise an Schärfe gewonnen. Sehen wir uns nur die Eisenhüttenindustrie näher an.

Das große Hüttenwerk, die Friedenshütte wurde für die Weihnachtsfeiertage geschlossen. Offiziell wurde die Königshütte nicht geschlossen, aber fast alle Abteilungen befinden sich außer Betrieb. Tausende Arbeiter, die noch vor einigen Wochen in dem größten Hüttenwerk unseres Industriegebietes gearbeitet haben, stehen ohne Arbeit da. Die Laurahütte wurde offiziell auch noch nicht geschlossen aber dort wird ununterbrochen gefeiert. Die Arbeiter arbeiten hier 2—4 Schichten im Monat, was einer Stillegung des Werkes gleichkommt. Die Bismarckhütte ist nicht besser dran, als die Königshütte, denn einige große Abteilungen, wie das Martinwerk, ruhen völlig, in den anderen Werken wird mehr gefeiert als gearbeitet. Die Falvahütte steht vor der Stillegung und einzelne Abteilungen wurden außer Betrieb gesetzt. Dasselbe bezieht sich auch auf die Eintrachthütte. Die Hubertushütte ist so gut wie stillgelegt. Die Kokerei ruht und die Eisengußabteilung feiert. Die Marthahütte wurde völlig stillgelegt und die Lazyhütte desgleichen. Die Ferrumwerke haben Weihnachtsferien eingeführt, so wie die Friedenshütte. Weihnachtsferien hat auch die Silesiahütte eingeführt, denn dort wurden die Arbeiter auch in die Ferien geschickt.

Die gesamte Eisenindustrie hat Weihnachtsferien und die 45 000 Hüttenarbeiter, die in den Eisenhütten noch vor einigen Jahren beschäftigt waren, können nicht von „Frieden auf Erden“, sondern vom „Friedhof in der oberschlesischen Industrie“ singen.

In der Zinkhüttenindustrie sieht es genauso trostlos aus, wie in der Eisenindustrie. Die größten Zinkhütten bauen ununterbrochen die Arbeiter ab, oder werden für immer geschlossen.

Rosdzin-Schoppinitz, das bis in die letzte Zeit durch Rauchschwaden gehüllt war, ist in den Vorweihnachtsmonaten zu einem „reinen Orte“, mit gesunder Luft geworden, denn dort sind die meisten Zinkhütten außer Betrieb.

Wenn alle Anzeichen nicht trügen, wird sich auch die schlesische Kohlenindustrie würdig der Eisen- und Zinkindustrie anreihen. Man spricht schon wieder von Feierschichten auf den Gruben und den Anfang will die Ferdinandgrube machen. Am 31. Januar n. Js. läuft der Lohntarif in den Kohlenwerken ab, weshalb die Grubenbesitzer vorbauen müssen. Sie werden Feierschichten anlegen, um den Beweis zu erbringen, daß sie unter der Wirtschaftskrise leiden müssen. Dieser Trik ist doch alt bekannt und wird jedesmal angewendet, wenn die Arbeiter um ihre Lohngroschen gebracht werden sollen. Jedenfalls stehen die Grubenarbeiter in einem schweren Lohnkampfe, obwohl sie gegenwärtig etwas besser als die Hüttenarbeiter gestellt sind.

Das ist so die allgemeine Lage der schlesischen Schwerindustrie in der diesjährigen Weihnachtszeit. Schlimmer kann sie gar nicht gedacht werden. Wie sollen da die Arbeiter Feste feiern, und stille und ruhige Nacht singen?

Eine Freudigkeit ohne geregelte Lebensverhältnisse gibt es überhaupt nicht.

Frohe Feste können nur dann gefeiert werden, wenn die Mutter Sorge ihr trübes Gesicht abwendet. Die schlesischen Arbeiter gehen einer bangen Zukunft entgegen und sie haben keine Gewißheit, daß im neuen Jahre, ihnen Arbeitsgelegenheit geboten und Existenzmöglichkeit geschaffen wird. Es ist nicht nur allein die Arbeitslosigkeit, die die Arbeiterklasse materiell völlig ruiniert hat,

denn die Sozialeinrichtungen, die dem schlesischen Arbeiter, wenn auch keine sichere, aber immer eine Zukunft sicherten, vor der Pleite stehen.

Die Spolka Bracka hat so gut wie gänzlich abgewirtschaftet und der Tag liegt nicht mehr fern, daß sie erklärt,

die Sozialrenten nicht mehr auszahlen zu können.

Die Werkspensionskassen, die jahrzehntelang von den Arbeitern die Beiträge einkassiert haben, stehen vor dem Ruin und einzelne denken bereits an die Liquidierung. Die Werkskrankenkassen können ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Diese Kassen bildeten doch die Hauptstütze der Arbeiterklasse in ihrer Notlage, bei Erkrankungen und Arbeitsunfähigkeit und gerade als die Not am größten ist, versagen sie alle. Eine verfehlte Wirtschaftspolitik hat die Arbeiterklasse materiell ruiniert und zum Teil moralisch gebrochen. Sie hat ihre Sozialeinrichtungen vernichtet und die Schwerindustrie in einen Trümmerhaufen umgewandelt. Gerade der Weihnachtsmonat hat uns die schwere Lage der schlesischen Arbeiterschaft vor die Augen geführt. Wurden doch im Dezember mehr Arbeiter und Angestellte abgebaut, als im ganzen Halbjahr vorhin.

Materiell ruiniert und moralisch gebrochen wird die schlesische Arbeiterschaft die Weihnachtsfeiertage „feiern“. Man wird ihr vom „Frieden auf Erden“ und vom Erlöser erzählen.

Zum Erlösen ist zwar recht viel, aber jener „Erlöser“, der da von der Geistlichkeit, als „Erlöser“ gepriesen wird, der wird uns nicht mehr erlösen.

Das ist der Erlöser der besitzenden Klassen, die uns von der Arbeit erlöst und uns dafür dem Hungerteufel verschrieben hat. Es muß schon ein ganz anderer „Erlöser“ kommen, und zwar mit einem ordentlichen Knüppel, der die falschen Apostel zum Tempel hinausjagen wird.

Dieser Erlöser heißt Sozialismus, der durch die Arbeiterschaft verkannt und von den Besitzenden gehaßt wurde. Er wird kommen, er muß kommen und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird er früher kommen, als wir uns das vorstellen.

Die Riesenpleite des Kapitalismus, die unleugbar da ist, beschleunigt die Ankunft des Erlösers — des Sozialismus. Die Arbeiter sind selbst schuld daran, daß die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaft, mit solchen schweren Erschütterungen verbunden ist. Hätten wir eine geschulte Arbeiterklasse gehabt, dann wäre der Kapitalismus schon erledigt, ohne, daß die Arbeiterklasse so schrecklich leiden müßte. Und nun müssen wir erleben, daß die sozialistische Wirtschaftsordnung, selbst von den bürgerlichen Elementen wohl unbewußt und ungewollt herbeigewünscht und langsam eingeführt wird.

Vertagte Entscheidung

Der Antrag der Verwaltung der Kattowitzer Aktiengesellschaft, über die Entlassung von 1000 Angestellten, der seit Montag Gegenstand der Beratungen beim Demobilmachungskommissar war, konnte vor den Weihnachtsfeiertagen nicht erledigt werden. Die Entscheidung hat der Demobilmachungskommissar bis nach den Feiertagen vertagt. Er wollte wahrscheinlich den Angestellten jede Hoffnung vor den Feiertagen nicht nehmen. Damit ist den Angestellten nicht gedient, denn ein Schrecken ohne Ende, ist noch viel schlimmer als diese nervenaufreibende Unsicherheit. In Frage kommen 1000 Angestellte, die zur Entlassung gelangen sollen und die vom Demobilmachungskommissar über seine Entscheidung schriftlich verständigt werden.

Betriebsratswahlen auf der Maxgrube

Bei den am 18. und 19. Dezember, auf der Maxgrube stattgefundenen Betriebsratswahlen erhielten die Liste der Freien Gewerkschaften 554 Stimmen und 4 Mandate, die Liste der Kommunisten (Schlesische Arbeiterpartei) 461 Stimmen und 3 Mandate, die Liste der N. P. R. 446 Stimmen und 3 Mandate und die Liste der Generalna Federacja Pracy 144 Stimmen und 1 Mandat.

Bei den Angestelltenratswahlen erhielten die Liste des Afabundes 78 Stimmen und 3 Mandate und die Liste der Polnischen Angestellten 90 Stimmen und 3 Mandate.

Die Generaldirektoren beim Ministerpräsidenten

Die polnischen Generaldirektoren der Eisenhütten haben der Regierung einen Weihnachtsbesuch abgestattet. Sie wurden vom Ministerpräsidenten Prystor, im Beisein des Handelsministers und Finanzministers empfangen. Wenn Generaldirektoren nach Warschau kommen, dann finden sie überall offene Tür und nicht so wie die Arbeitervertreter, die an einen Ministerialreferenten gewiesen werden. Unter den Direktoren waren auch viele gewesene Minister, wie Siedlewski, Klarner, Przybylski, Grodziecki und der gewesene Demobilmachungskommissar Gallot, den wir ja alle gut kennen. Die Generaldirektoren wurden durch eine Ansprache des Ministerpräsidenten empfangen und dann legten sie ihre Wünsche vor. Sonderbarerweise haben die Generaldirektoren wegen der Massenreduktion der Hüttenarbeiter „interveniert“, nachdem sie vorher fast alle Hüttenbetriebe stillgelegt und die Arbeiter auf die Straße gesetzt haben. Weiter wollen sie noch mehr exportieren, haben aber vorher alle Exportaufträge annulliert, weil sie in englischen Pfund kalkuliert waren und sich nicht rentieren. Weiter verlangen sie die Erhöhung der Zölle, damit nichts hereinkomme nach Polen. Schließlich verlangen sie Geld, höchstwahrscheinlich Ausfuhrprämien. Der Ministerpräsident versprach alle diese Wünsche wohlwollend zu prüfen. Das wird die Regierung sicherlich tun und wird alles bewilligen und die Rechnung den Steuerzahlern präsentieren. Das sind wir schon gewohnt.

Anstatt Löhnung, Beitragsmarken der Vereine

So wie auf allen Werken und Gruben, legt auch die staatliche Eisenbahn Feierschichten ein. Sämtliche Eisenbahner im Schichtlohn sind gezwungen zu Hause zu bleiben. Wenn ein solcher Eisenbahner im Monat 16 Schichten verfährt, so ist es sehr viel. Sonst sind es nur 12 oder 13. Wenn man den Lohn eines solchen Eisenbahners in Betracht zieht, so beläuft sich sein gesamtes Einkommen auf 80 Zloty den Monat. Von diesen 80 Zloty kommen noch die Abzüge

in Abrechnung. Und diese sind nicht klein, wenn man bedenkt, daß jeder Eisenbahner alle patriotischen Vereine bezahlen muß. Es kommt oft vor, daß der Eisenbahner keine Löhnung bekommt, sondern lauter Beitragsmarken. Da wird ihm abgezogen: der Verband 4.50 Zl., Westmarkenverein, Kathedralenbeitrag, W. F. P. W., die Arbeitslosensteuer, L. O. P. P., einen Beitrag für das Arbeitslosen-Hilfskomitee, eine Krisensteuer für Arbeitslose und die Krankenkasse. Was kann da noch übrig bleiben. Für was soll der Eisenbahner nun leben. Und da verlangt man noch, daß man „Niech zyje" schreit, denn man ist doch als Eisenbahner die Stütze des heutigen Systems. Wenn die Furcht vor Entlassung nicht so groß wäre, da möchte so mancher von den Eisenbahnern anders reden. Er darf es aber nicht und so denkt er, es muß so sein. *

Kattowitz und Umgebung

Zu allem Unglück noch ins Zuchthaus.

Es gibt Menschen, denen sich das Leben von der härtesten Seite zeigt. Zu diesen Stiefkindern des Glücks zählt auch die Angeklagte, welche sich am Mittwoch, wegen wissentlichen Meineids, vor dem Kattowitzer Gericht zu verantworten hatte. Sie heißt Martha Gl. und fristet als landwirtschaftliche Arbeiterin, in der Ortschaft Chudow im Kreise Pleß, ihr klägliches Dasein. Im Monat Februar d. Js. wurde das Mädchen Mutter eines unehelichen Kindes. Das Elend wurde noch ärger, da es galt, bei dem notdürftigen Lohn für den Unterhalt des Kindes aufzukommen. Da sich die Arbeiterin in ihrem Elend nicht mehr zu helfen wußte, wandte sie sich an den angeblichen Vater des Kindes, zwecks Zahlung einer Unterhaltungsgebühr. Der junge Mann ließ es auf eine Alimentationsklage ankommen, die vor dem Nikolaier Gericht zum Austrag kam. Dort trat die Martha Gl. als Zeugin auf und machte unter Eid Aussagen, die das Gericht davon überzeugen mußten, daß der beklagte junge Mann unterhaltungspflichtig war.

Es kam nun zu einer Meineidsklage, da die Martha Gl. wissentlich falsche Aussagen gemacht und damit einen Meineid abgelegt hatte. Es trat in dem Meineidsprozeß ein anderer Zeuge auf, der unter Eid erklärte, daß er zu der Beklagten ebenfalls, und zwar, neben dem angeblichen Vater des Kindes, in engste Beziehungen getreten sei. Bei dem Alimentationsprozeß jedoch hatte die Angeklagte behauptet, daß dies erst zwei Monate, nach bereits erfolgter Geburt des Kindes, der Fall gewesen sei. Auf der Anklagebank behauptete die Beklagte anfangs noch das Gleiche, gab aber dann schließlich doch zu, daß sich die Sache so verhalten habe, wie es der Zeuge vor Gericht darlegte. Damit bestand für das Gericht auch kein Zweifel mehr, hinsichtlich der Schuldfrage. Die Beklagte, die einen ziemlich beschränkten Eindruck machte, scheint sich der Tragweite ihrer Handlungsweise nicht vollkommen bewußt gewesen zu sein. Sie machte weiter den Eindruck einer Person, deren Schwächen man bald erkannt und die man ziemlich gewissenlos ins Elend gestürzt hatte.

Der Richter berücksichtigte gewisse mildernde Umstände, vor allem die Tatsache, daß die Beklagte noch nicht einmal in ihrem, sondern lediglich, im Interesse des bedauernswerten Kindes, den Meineid abgelegt hatte, um für dieses die Unterhaltungskosten zu sichern, da sie selbst nicht im Stande war, das Kind zu ernähren. Das Urteil lautete trotzdem auf 1 Jahr Zuchthaus. Unter herzzerbrechendem Schluchzen, verließ die Unglückliche den Gerichtssaal. y.

Deutsche Theatergemeinde. Am Freitag, den 25. Dezember (erster Weihnachtsfeiertag), wird nachmittags 3 Uhr und abends 7½ Uhr, die Operette „Im weißen Rössl" wiederholt. — Montag, den 28. Dezember, abends 8 Uhr, kommt im Abonnement A (rosa Karten) „Der Biberpelz" zur Aufführung. — Montag, den 4. Januar, abends 8 Uhr, im Abonnement B (grüne Karten) „Der Mann, der seinen Namen änderte". — Freitag, den 8. Januar, abends 8 Uhr, Klavierabend Edwin Fischer, Berlin.

17 jähriges Dienstmädchen begeht Messerstecherei. In der Wohnung der Josefa Lohn auf der Polna 11 erschien die früher dort beschäftigte 17 jährige Martha Sokolowska aus Lagiewnik, z. Zt. ohne ständigem Wohnsitz und drang auf die Wohnungsinhaberin, nach einer kurzen Auseinandersetzung, mit einem Messer ein, welche einige Stiche im Gesicht und am Kopf erhielt. Das Mädchen wollte nach diesem Vorfall flüchten, wurde jedoch, infolge des Alarms, den die Verletzte schlug, von Hauseinwohnern ergriffen und der Polizei übergeben. Die Verletzte wurde in das städtische Spital überführt und befindet sich dort in ärztlicher Behandlung. Wie die Ermittelungen ergaben, wurde die Sokolowska Ende November von Frau Lohn entlassen, weil sie einen Diebstahl ausgeführt hatte. Zugleich erfolgte damals polizeiliche Anzeige. Die Sokolowska wollte sich anscheinend an Frau Lohn rächen, weshalb sie gegen diese mit dem Messer vorging. x.

Eichenau. (In Eichenau gibt es kein Weihnachtsfest.) Wir wollen nicht sagen, daß das ganze Dorf „bolschewistisch" ist. Es gibt in Eichenau mehr christliche Patrioten als wo anders. Wir wollen nur sagen, daß in der Gemeindeverwaltung keine Weihnachten sein werden. Alle Städte und Dörfer haben vor Weihnachten Gemeindevertretersitzungen abgehalten und in denselben wenigstens eine Kleinigkeit für die Aermsten und Arbeitslosen zu den Feiertagen bewilligt. In Eichenau hört man nichts. Keine Weihnachtssitzung um mit den Gemeindevätern das alte Jahr abzuschließen. Nichts für die Aermsten. Oder wurde die ganze Angelegenheit nur vom Vorstand entschieden und an den Vinzenzverein abgegeben. Zwar haben wir ein diktatorisches Regime, aber in den Gemeinden brauchen sich die gewählten Vertreter einer Diktatur von seiten des Gemeindevorstandes nicht beugen. Gerade in den armen Gemeinden, wie Eichenau, müssen die Vertreter befragt werden, denn sie haben das Recht über die kargen Steuergroschen der armen Bürger zu beschließen. Sollte kein Geld zu Weihnachtszwecken gewesen sein, so hätten die Vertreter schon einen Ausweg gefunden. *

Königshütte und Umgebung

Sparsamkeit in der Stadt, das Gebot der Stunde.

Eher, als alle anderen Jahre, wurde der Finanzausschuß der Stadt Königshütte zu seiner ersten Sitzung zusammengerufen, um schon Vorbereitungen zur Festsetzung des Haushaltungsplanes für das Rechnungsjahr 1932-33 zu treffen. Nach einleitenden Worten des Stadtpräsidenten Spaltenstein, soll der Finanzausschuß schon jetzt Vorkehrungen treffen, um den Haushaltungsplan auf reeller Grundlage aufzubauen. Große Hoffnungen sollen von vornherein ausgeschlossen werden, da heute niemand es weiß, wie sich die Wirtschaftslage im neuen Jahr gestalten wird. Nachdem nun die Finanzlage in den verschiedenen Kommunen als auch in der Stadt Königshütte in den letzten Monaten eine Verschärfung erfahren hat, und die eingesetzten Steuern nicht so eingehen, wie es erforderlich wäre, soll überall zu äußerster Sparsamkeit gegriffen werden. Selbst die Regierung hat Vorkehrungen getroffen, um eine übermäßige Verschuldung der Kommunen aufzuhalten, und sie zur größten Sparsamkeit greifen müssen. Für die Zukunft sollen keine neuen Anfänge im Bauwesen usw. gemacht werden, wenn hierzu die notwendigen Kapitalien nicht vorhanden sind. Ferner sollen keine neuen Beförderungen und Anstellungen vorgenommen werden, was sich aber nicht immer erreichen lassen wird.

Was den Haushaltungsplan der Stadt Königshütte für das Rechnungsjahr 1932-33 betrifft, soll dieser auf Grund der vielen Abstreichungen und Ersparnisse auf 8 712 000 Zloty gegenüber das gegenwärtige Jahr von 11 865 000 Zloty oder ein weniger von 3 Millionen Zloty festgesetzt werden. Da verschiedene Steuern im nächsten Jahre weiter zurückgehen werden, gilt auf der ganzen Linie die Parole: Sparsamkeit überall.

Deutsches Theater. Sonntag, den 27. Dezember (3. Feiertag), um 16 Uhr: „Struwwelpeters Weihnachtsfahrt", um 20 Uhr: „Die Blume von Hawaii", die neue Operette von Abraham. Für beide Vorstellungen gibt es noch gute Plätze. Heute und am 1. Feiertag ist die Kasse geschlossen, und am 2. und 3. Feiertag von 11 bis 13 Uhr geöffnet. Telephon 150. — Am Dienstag, den 29. Dezember, 20 Uhr: „Die 3 Zwillinge", der lustige Schwank von Impekoven. Im Abonnement! Das Abonnement muß bis dahin erneuert werden. An neue Abonnenten sind gute Plätze abzugeben. — Silvester, 20 Uhr: „Meine Schwester und ich", die reizende Operette von Benatzky. In den Hauptrollen sind die Damen Brauner und Wanka und der Operettentenor Stare beschäftigt. Kleine Preise! Der Vorverkauf beginnt am 2. Feiertag. Am 7. Januar: „Im weißen Röss'l".

Apothekendienst. Im südlichen Stadtteil wird der Tag- und Nachtdienst bis Sonnabend von der Löwenapotheke, an der ulica Wolnosci, ausgeführt. — Im nördlichen Stadtteil übt den Nachtdienst am Freitag die Barbara-Apotheke, Plac Mickiewicza, aus, am Sonnabend die Florian-Apotheke. m.

Lange Weihnachtsfeiertage. Voraussichtlich werden die Betriebe der Königshütte ihre Tätigkeit erst am 12. Januar nächsten Jahres aufnehmen, vorausgesetzt, daß irgendwelche Aufträge noch eingehen werden. Die Betriebe der Werkstättenverwaltung beendeten mit dem heutigen Tage ihre Arbeit, um am 4. Januar erneut anzufangen. Am 2. Januar wird die übliche alljährliche Inventuraufnahme stattfinden. m.

Amtsstunden beim Magistrat. Das Standesamt Königshütte bleibt am 1. Feiertag geschlossen, am Sonnabend können Sterbefälle in der Zeit von 9—10 Uhr vormittags angemeldet werden. Geburten brauchen erst nach den Feiertagen zur Anmeldung gebracht zu werden. m.

Freudenschießen verboten. Die Polizeidirektion Königshütte erinnert daran, daß das Freudenschießen aus Anlaß des Weihnachtsfestes und am Silvestertage, ebenso die Verwendung von Explosivstoffen zum Schießen verboten ist und strafrechtlich geahndet wird. Gleichzeitig wird das Lärmen in der Silvesternacht untersagt und vor Ausfällen gewarnt. An die Eltern und Erziehungsberechtigten wird appelliert, ihre Kinder nicht auf die Straße zu lassen. m.

Zur Nachahmung empfohlen. Um die Not der Arbeitslosen lindern zu helfen, hat sich die Firma Serownia Suski, ulica Moniuszki 3, bereit erklärt, jeden Monat 100 Bons an den Arbeitslosenhilfsausschuß abzuführen. Für einen solchen Bon wird im Hauptgeschäft oder in der Markthalle ein Pfund Weißkäse verabfolgt. m.

Sieben Kälber gestohlen. Zum Schaden des Fleischers Heinrich Kopler, Mickiewicza 44, entwendeten Unbekannte aus dem städtischen Schlachthofe 7 geschlachtete Kälber im Werte von mehreren hundert Zloty. Da in letzter Zeit die Diebstähle im städtischen Schlachthofe ständig zunehmen, wäre es sehr angebracht, die Diebe ausfindig zu machen. m.

Siemianowitz

Weihnachten für die Angestellten der Laurahütte.

Gestern waren die Angestelltenvertreter der Laurahütte zu einer Konferenz beim Demobilmachungskommissar eingeladen. Es handelte sich um die Entlassungen. Bekanntlich haben im Oktober alle Angestellten die Kündigung erhalten. Die Angestelltenvertreter versuchten, wenigstens die kleinen Angestellten, welche ebensoviel haben, wie die Arbeiter, vor dem Schicksal der Arbeitslosigkeit zu bewahren. Die Vertreter der Verwaltung denken natürlich über diesen Punkt etwas anders. Und hier bewahrheitet sich wieder das Sprichwort, die Kleinen hängt man und die Großen läßt man laufen. Soweit wir orientiert sind, wurden die außertariflichen Beamten, auch diejenigen, welche wohl Hausbesitzer sowie Vermögensinhaber sind, nach Möglichkeit geschont. Wenn man sie in der Hütte nicht behalten kann, sollen sie nach Königshütte versetzt werden. Wie denken sich diese Herren eine Gesundung in ihren Betrieben, wenn Abteilungen stillgelegt werden und die hochbezahlten Beamten auch noch die restlichen Betriebe belasten. Bei den kleinen Angestellten wird natürlich nicht viel Federlesen gemacht. Ohne besondere Berücksichtigung ihrer Familienverhältnisse werden sie auf die Straße gesetzt, genau so, wie die Arbeiter.

Wie ist eine Versetzung von Beamten nach Königshütte zu begründen, wenn auch dort überflüssige kleine Angestellte massenweise zur Entlassung vorgesehen werden. Wahrscheinlich werden dann Hüttenmeister oder Inspektoren den Dienst von Bürostiften versehen. Das ist die Auslegung der Regierungsverordnung über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Und die zur Entlassung kommenden Kopfarbeiter werden bestimmt eine traurige Weihnacht haben.

Apothekendienst während der Feiertage. Am 24. Dezember (Heiliger Abend) und 1. Feiertag, hat den Tag- und Nachtdienst bis 2. Feiertag früh, die Stadtapotheke auf der ulica Bytomska. Am 2. Feiertag: Tag- und Nachtdienst bis Sonntag früh, die Berg- und Hüttenapotheke ulica Sobieskiego. Am Sonntag, den 27. Dezember, Tag- und Nachtdienst und nachfolgend, Nachtdienst bis Neujahr, die Barbaraapotheke, auf der ul. Bytomska.

In letzter Stunde. Gestern vormittags hat sich der Betriebsrat der Laurahütte auf Drängen der Belegschaft, mit der Wojewodschaft in Verbindung gesetzt, um wenigstens noch am letzten Tage die längst fällige Kurzarbeiterunterstützung zur Auszahlung zu bringen. Da die Belegschaft vor dem Verwaltungsgebäude wartete und durch die Not gedrängt, auf einen negativen Bescheid hin, nach Kattowitz vor das Wojewodschaftsgebäude marschieren wollte, wurde den Betriebsräten mitgeteilt, daß die zur Zahlung notwendige Summe, binnen einer Stunde in Kattowitz zur Abholung bereit liegt. Die Verwaltung schickte zwei Beamte um das Geld und es wird möglich sein, am 24. Dezember, von Mittag ab, die Unterstützungen zur Auszahlung zu bringen.

Entgleiste Straßenbahn. An dem Gleisdreieck Laurahütte-Kattowitz-Domb entgleiste gestern ein Straßenbahnwagen und sperrte den gesamten Straßenbahnverkehr von und nach Kattowitz. Die Passagiere mußten die Strecke vom Marienhof bis Kattowitz zu Fuß zurücklegen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Störung beseitigt werden konnte.

Bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Bendzin war eine Stadt, wo man sehr billig einkaufen konnte. Und an Zahltagen gab es wahre Völkerwanderungen nach dorthin. Nun mehren sich in letzter Zeit die Klagen über gerissene Uebervorteilungen und Begaunerungen. Eine anständige Ware bekommt man dort nicht mehr, nur den größten Ramsch. Und wenn man nicht noch etwas gerissener ist, wie die dortigen Ge-

Feiertagssport

Sehr rege sind zu den Weihnachtsfeiertagen die Arbeiterfußballer. Fast an jedem Feiertag weilt eine deutsch-oberschlesische Arbeiterfußballmannschaft bei uns zu Gast. Eine große Sensation verspricht das Eishockeyspiel Kanada — Polen zu werden. Ferner wären im Fußball zahlreiche Freundschaftsspiele zu nennen. Unter anderem wäre das Treffen Vorwärts-Rasensport Gleiwitz gegen den 1. F. C. Kattowitz, sowie Wisla Krakau gegen Naprzod Lipine, zu erwähnen. Gleichfalls findet die Fortsetzung der Juvelia-Cup-Spiele statt.

R. K. S. Gieschewald — V. f. L. Hindenburg.

Die Gieschewalder, die sich gegenwärtig in sehr guter Form befinden, haben am ersten Feiertag den spielstarken V. f. L. Hindenburg zu Gast. Spielbeginn 2 Uhr nachmittags.

R. K. S. Tur Schoppinitz — V. f. L. Hindenburg.

Am zweiten Feiertag tragen die Hindenburger Gäste ihr zweites Spiel gegen die Schoppinitzer Tur aus. Spielbeginn 2 Uhr nachmittags.

Tur Schoppinitz — Fichte Gleiwitz.

Am 1. Feiertag spielen die Schoppinitzer auf ihrem Platz gegen die A-Klassenmannschaft von Fichte-Gleiwitz. Beginn 2 Uhr nachmittags.

R. K. S. Gieschewald — Fichte Gleiwitz.

Am 2. Feiertag treffen sich in Gieschewald um 2 Uhr nachmittags, obige Mannschaften, in einem spannenden Freundschaftsspiel.

R. K. S. Kattowitz auf einer Spielreise in Deutsch-Oberschlesien.

Viel hat sich der 1. R. K. S. Kattowitz für die Weihnachtsfeiertage vorgenommen. Und zwar spielt die Mannschaft am 1. Feiertag gegen Wacker Hindenburg, am 2. Feiertag gegen Vorwärts Rokittnitz und am Sonntag ist der Freie Sportverein Beuthen der Gegner. Wir sind auf das Abschneiden der Kattowitzer sehr gespannt.

Sila Czerwionka — Vorwärts Gleiwitz.

In Gleiwitz wird die „Sila" schwer zu kämpfen haben, um gegen „Wacker" ehrenvoll abzuschneiden. Auch am 2. Feiertag, an dem die Ost-Oberschlesier gegen Wacker Hindenburg spielen, bleibt der Ausgang des Treffens offen.

R. K. S. Michalkowitz — Stern Schomberg.

In Schomberg stehen sich am Sonntag obige Mannschaften gegenüber, die sich sicherlich ein gleichwertiges Spiel liefern dürften.

Freundschaftsspiele.

1. F. C. Kattowitz — Vorwärts Rasensport Gleiwitz.

Der frischgebackene deutsch-oberschlesische Meister Vorwärts Rasensport, wird in Kattowitz am F. C.-Platz am 2. Feiertag, um 1,45 Uhr, wohl einen auf Sieg spielenden, Gegner treffen, aller Voraussicht, aber mit Gewinn nach Hause fahren.

In Königshütte am A. K. S.-Platz, treffen sich am 2. Feiertag, um 2 Uhr, Amatorski und der Ligist Ruch Bismarckhütte. Hier dürfte es zweifelsohne zu einem Siege von Ruch kommen.

Naprzod Lipine — Slonsk Schwientochlowitz.

Am 1. Feiertag, um 2 Uhr, hat der oberschlesische Meister den Ruch- und Amatorski-Bezwinger Slonsk zu Gaste. Auf den Ausgang des Treffens kann man mit Recht gespannt sein.

Naprzod Lipine — Wisla Krakau.

Am Sonntag empfängt Naprzod den polnischen Vizemeister Wisla. An diesem Spiel will Naprzod beweisen daß es auch gegen die Spitzenklubs der Landesliga bestehen kann.

Juvelia-Cup-Spiele.

Sämtliche Spiele steigen um 2 Uhr nachmittags, auf den Plätzen des erstgenannten Vereins.

Am 2. Feitertag: Kolejowy — Slonsk Schwientochlowitz, Chorzow — Polizei, 07 Laurahütte — 06 Myslowitz.

Am Sonntag: Ruch — Polizei.

Kanada — Polen.

Am Sonntag, mittags um 12 Uhr, gibt es auf der Kattowitzer Kunsteisbahn wieder eine Sensation. Die, in Europa weilenden, Kanadier, die ein Europateam in Paris glatt mit 5:0, Deutschland mit 8:0, den B. S. C. Berlin mit 2:1 schlugen, werden auch bei uns kaum schlecht abschneiden. Das kanadische Eishockey bedeutet auch für Oberschlesien eine Extravaganz. Mit Recht ist man auf das Abschneiden der Polen gespannt.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Stimme im Lautsprecher

Von M. v. Zobeltitz.

Annemarie Katte, nicht mehr ganz junge Schriftstellerin, war vom West-Oestlichen Rundfunk aufgefordert worden, eine Novelle von zwanzig Minuten Länge vorzulesen, und hatte sich zu diesem Zwecke nach der ihr fremden Stadt begeben, in der sich der Sender des West-Oestlichen befand.

Wie man das so macht, stattete sie ein selbsterlebtes Splitterchen, dürftig und alltäglich an sich, seelisch reich aus, umgab auch Held und Heldin mit der Glorie geistvollen Geschwätzes, und sprach das Ganze über das Manuskript hinaus ins Weite, während die Wände ihrer gepolsterten Zelle sie engbedrängten. Am Schluß verbeugte sie sich gedankenlos vor dem Nichts und nahm den üblichen Dank des Funkleiters entgegen. Durch den verregneten Abend trabte sie in das Hotel „Drei Kronen" zurück, in dem sie abgestiegen war, und bestellte sich ein Szegediner Gulasch.

Noch schwammen die letzten Paprikastückchen auf dem Teller, als der Hotelpage ihr eine Visitenkarte überbrachte. Eilert Borgers, Oberer Leinpfad 16.

„Kenn ich nicht."

„No, is halt a Herr".

„Was heißt das: halt a Herr?"

„No, halt ein Besuch für die Dame. Mir scheint, er war vorhin scho' da, als die Dame im Radio . . ."

Blitzschnell zog es ihr durch den Kopf: vielleicht ein Pressemensch. Für diese Stadt war sie immerhin eine angehende Berühmtheit. Oder ein Versicherungsagent. So sah wieder die Karte nicht aus. Sie hätte gern den Pagen gefragt, wie der Herr ausschaue, aber das ging doch nicht. Sie seufzte und sagte laut: „Ich komme!"

Und weil sie neugierig war, setzte sie ihre sachlichste Miene auf, nicht ohne den Scheitel ihres kurzgeschnittenen Haares zu lockern, und schritt zur matterleuchteten Halle. Dort stand, vorsichtig aufgebaut, ein besserer älterer Herr, Hut und Regenschirm, beide tropfend, in der Hand.

„Katte!" sagte Annemarie betont männlich. „Aber geben Sie doch dem Pagen Ihr Zeug, es regnet."

„Es regnet!" gab der Herr bereitwillig zu, legte ab und fühlte, daß irgendwie die Dame bereits die Führung ergriffen hatte. Das war ihm erstaunlich. Er hatte sie weicher im Gedenken.

„Ihre Novelle hat mir Mut gemacht . . ."

„Dacht ich mir beinah!"

„Ja? Und Sie verzeihen mir also . . ."

„Aber ich bitte Sie! Das bringt der Beruf so mit sich. Wollen wir uns nicht setzen?"

Er folgte ihr in die helle und menschenleere Bar, deren Betreuer soeben die letzten Likörflaschen fortsetzte.

„Zwei Schwarze!" bestellte sie kurz. „Bitte, hier, Herr — Herr Borgers".

Als nun der hellbestrahlte Frauenkopf sich ihm zuwandte, zuckte Eilert Borgers momentan zurück und rieb sich angestrengt die Stirn. Seiner Erinnerungen nach . . . „Wie das kurze Haar verändert! Ich kann es kaum glauben, daß Sie es wirklich sind . . ."

„Annemarie Katte", wiederholte sie deutlich und stirnrunzelnd, weil Borgers versucht hatte, ihre Hand zu ergreifen. „Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?"

Er sprang erregt auf. „Sie fragen noch? Wieder anknüpfen, wo der Faden riß. Wie ich zugebe, durch meine Schuld."

„Welchen Roman kann er mir zugeschickt haben?" grübelte sie, während er fortfuhr:

„Es war, wie vom Schicksal bestimmt. Ich hatte eine Konferenz hier im Hotel, nachher ließ mich mein Chauffeur warten . . ."

„Der Verleger selbst, klar!" Sie richtete sich höflich auf: „Was mag das bloß für ein Verlag sein?" Und er: „Ganz ohne Absicht hörte ich einige Augenblicke dem Radio zu — ich habe daheim nämlich gar kein Radio — eine Frau las, — Sie!"

„Meine Novelle gefiel Ihnen?" half sie dem Verstummenden hoffnungslos weiter.

„Ach Gott, ich weiß nicht. Ich mache mir nichts aus Literatur."

Das war nur so eine Verlegenheitspose. Annemarie lehnt sich reserviert zurück.

„Aber wie ich da so halb gedankenlos zuhöre . . ."

„Besten Dank!"

„Wie? Ja, da fiel ein Satz. Ein Satz . . . den konnte nur ein Mensch auf der Welt wissen. Und dann weiter, dies ganze seltsame Erlebnis, genau wiedergegeben . . . Da erwachte etwas in mir, geradezu eine Sehnsucht. Also eine Schriftstellerin waren Sie: darauf wäre ich nie gekommen."

Annemarie schnappte nach Luft.

„Ich freue mich ja so, Sie endlich gefunden zu haben. Sie ahnen nicht, wie leid es mir tat, daß alles so kam. Ich wollte Ihnen schreiben, aber ich wußte ja nicht einmal, in welcher Stadt sie lebten!"

Annemarie hielt sich den Kopf. „Meine Adresse steht im Kürschner."

„Kürschner? Was ist das, Hören Sie, daß Sie mich überhaupt empfangen würden, wagte ich kaum zu hoffen. Das bewies mir Ihre Großzügigkeit im Vergeben. Ich ging, sobald Sie geschlossen hatten, zum Rundfunk. Dort wies man mich hierher. Es regnete. Warum nennen Sie sich Katte?"

„Warum soll ich mich nicht Katte nennen? Ich heiße doch mal so."

Er seufzte tief. „Verheiratet. Ihr Gatte lebt?"

Annemarie trank mit einem dezidierten Schluck ihre Tasse leer. Anbandeln statt verlegen. Das fehlte.

„Sind Sie nun der Verleger oder nicht?"

„Verleger — meinen Sie Bierverleger? Wie kommen Sie darauf? Ich habe eine . . ."

„Das interessiert mich nicht weiter. Hier gibt es eine Verwechslung. Ich bin die gesuchte Dame nicht."

Sie stand in ihrer ganzen beträchtlichen Länge vor ihm. Daß dieser ältliche langweilige Herr ein Abenteuer mit ihr erlebt haben wollte, nein, daß er ihr eigenes Abenteuer lächerlich machte, ergrimmte sie. „Meine Novelle war freie Erfindung. Guten Abend, Herr Borgers."

Sie neigte den Kopf und ging dem Ausgang zu.

„Fräulein Katte," rief Borgers ängstlich und die leere Halle warf den Laut wimmernd zurück. „Ich bitte, seien Sie doch nicht gekränkt. Sie waren damals so nett — ich meine die Dame war damals — als Sie von unserer Liebe erzählten, da mußte ich Sie sprechen, nicht Sie, das ist wahr, aber doch vielleicht — Sie. Und als ich vor Ihnen stand, konnte ich mich plötzlich auf Ihr früheres Gesicht — auf das andere Gesicht nicht mehr besinnen. Ich war ein Esel. Sie konnten es ja gar nicht sein — Sie sind ja noch viel zu jung."

Sie wandte ihm ihr Gesicht mit gemildertem Ausdruck wieder zu, und er fuhr fort:

„Es war ein Irrtum, daß wir uns kannten, gut, aber nun haben wir uns kennengelernt. Das ist doch ein Ausgangspunkt, wie? Kann sein, Sie haben mich gerufen, mit Ihrer — freierfundenen Novelle."

Ein fast schelmisches Lächeln huschte über sein Gesicht. Sie stutzte, vielleicht, dachte sie, ist man in einem gegebenen Augenblick in eines Menschen Leben die Gesuchte, auch wenn man nicht die gleiche ist. Eilert Borgers kam ihr durch das Lächeln minder ältlich und entschieden angeregt vor. Draußen regnete es weiter.

Sie lehnte sich wieder in ihren Sessel zurück und fragte liebenswürdig: „Was wollten Sie mir doch vorhin erzählen, Herr Borgers?"

Licht muß wieder werden nach diesen dunklen Tagen

Laßt uns nicht fragen,
ob wir es sehen,
es wird geschehen:
Auferstehen wird ein neues Licht.

Waren unsre Besten nicht
ein wanderndes Sehnen, unerfüllt
nach Licht, das da quillt,
von ihnen noch ungesehen?

Es wird geschehen.
Laßt uns nicht zagen.
Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.

Hermann Claudius.

Arbeitsloser am Radio

Von Georg Hülsebeck.

Am Abend war er endlich aufgestanden. Er fühlte sich so matt und elend, hatte ein Ziehen und Zerren an allen Gliedern . . . Das war nicht nur Hunger. Er war wohl krank. Er hatte den ganzen Tag gelegen, die weiche Wärme des Betts ausgekostet. Bald wird er auf Bretterbänken nächtigen. Am Abend schließlich, als es dunkel war und draußen Licht wurde, hatten ihn die Gedanken hochgetrieben. Man soll nicht denken. Man soll sich treiben lassen, wenn man arbeitslos, von der Krankenkasse ausgesteuert und bereits im Stadium der Apathie und Gleichgültigkeit ist.

Er zog sich an. Er machte Licht. Trat ans Fenster. Die Auslagen der kümmerlichen Läden dieser Gegend waren in gelbes Funzellicht getaucht. Er öffnete das Fenster. Die Kälte schlug ihm hart ins Gesicht. Er hatte Durst nach einer Zigarette, Hunger nach einer Frau. Dann ging er durch das verwahrloste Zimmer, immer auf und ab. Auf und ab.

Im Winkel lagen einige Zeitschriften und der alte Holzkasten, der „Radioapparat". Er hätte die Leitungen schon längst zerstören müssen. Er hatte die Rundfunkgebühr nicht bezahlt. Aber es erforderte nur wenige Griffe, dann funktionierte der Detektor wieder. Morgen oder übermorgen oder in einem Jahr wird der Beamte kommen, um sich zu überzeugen, daß die Leitungen zerstört sind. Es war so egal. Morgen oder übermorgen oder in einem Jahr . . . Arbeitslos, ausgesteuert Aber das Schlimmste war: er brachte den Mut zur Schamlosigkeit nicht mehr auf, bekam es nicht mehr fertig, seine gewesene Freundin beispielsweise, die mit einem Bäckermeister verheiratet war, heimzusuchen! Er nahm eine Zeitschrift vom Boden auf. Es war eine von der Sorte, die die biederen Hausfrauen, die gern auf „mondain" machen würden, gierig verschlingen, weil in verschiedenen Rubriken, so bei „Aus der Gesellschaft" neckischerweise aus der Schule geplaudert wird . . .

Er blätterte darin, und sein Blick blieb an einem Photo haften, das „Auffahrt vor dem neuen Ballhaus" untertitelt war. Dann warf er das Blatt in die Ecke zurück und ging hinaus, hinunter, die Straßen entlang, immer weiter und weiter . . .

Dann stand er vor jenem Ballhaus, zu dem es ihn getrieben. Eine Sucht packte ihn nach parfümierter Haut, nach dem Duft zarten Puders, nach kitzelnden Löckchen, nach peitschender, wühlender Musik, nach scharfen, ätzenden Schnäpsen, nach weichen, streichelnden, schlanken, weißen Frauenhänden. So hungrig war er, daß diese Sucht ihm quälende, süße Wollust bereitete, so müde war er, daß er tanzen, sich tottanzen wollte. . . .

Aber er öffnete nur den Schlag der Autos, die vor dem Luxuspalast hielten, soweit sie der galonierte Portier nicht erreichen konnte. Er stand da mit hängenden Schultern. Und mancher Blick streifte ihn fast ängstlich und scheu.

Musik klang heraus. Akkorde und Synkopen, die sich aus der schwülen Wärme der Bars und Säle durch die Türen verirrten, schienen gleichsam in der Kälte zu erstarren und zu schrillen Dissonanzen zu werden, die die Autohupen in die Gosse bellten, ehe sie verendeten. Auch der Duft der gesalbten Frauen unter den schneeigen Pelzen schien sekundenlang noch in der Luft zu stehen und ranzig zu werden . . .

Der Arbeitslose bettelte mit penetranter Aufdringlichkeit. Man gab ihm, was man gerade bei sich hatte, um ihn los zu sein! ——

— — Als er heimkommt in seine verwahrloste Stube, ist er nahezu satt. Er hat gegessen und getrunken. Hat noch etwas Geld übrig gehalten.

Die Trostlosigkeit der Stube überwältigt ihn wieder. Er tritt ans Fenster. Nacht, nichts weiter.. Aus der Eckeldestille kommt Kreischen. Zwei Betrunkene torkeln die Straße entlang. Ein grelles Mädchen trottet . . .

Da schließt er das Radio an. Er macht sich strafbar und weiß es. Tanzmusik wird gesendet, Tanzmusik aus jenem Ballhaus, vor dessen Portal er vorhin die Autos geöffnet. Er träumt . . . Sieht sich mit einer jener Luxusfrauen beim Sekt. Sie tanzt vor ihm. Er nimmt sie, versinkt . . . Er träumt mit dem Kopfhörer an den Ohren.

Sitzt in der muffeligen Stube, die ihm vor Stunden noch das Paradies bedeutet, hört Tanzmusik, und jäh erwachen die Wünsche in ihm. Was es da gibt, wo die Banjos lullen, die Saxophone plärren, das Lachen moussiert, das will er alles haben: die Frauen, das Geld, Sekt, Musik... Will dabei sein! Das Stadium Gleichgültigkeit ist vorbei, das viele nicht überstehen, in dem die meisten Arbeitslosen verharren. Blutrot lockt das Verbrechen . . .

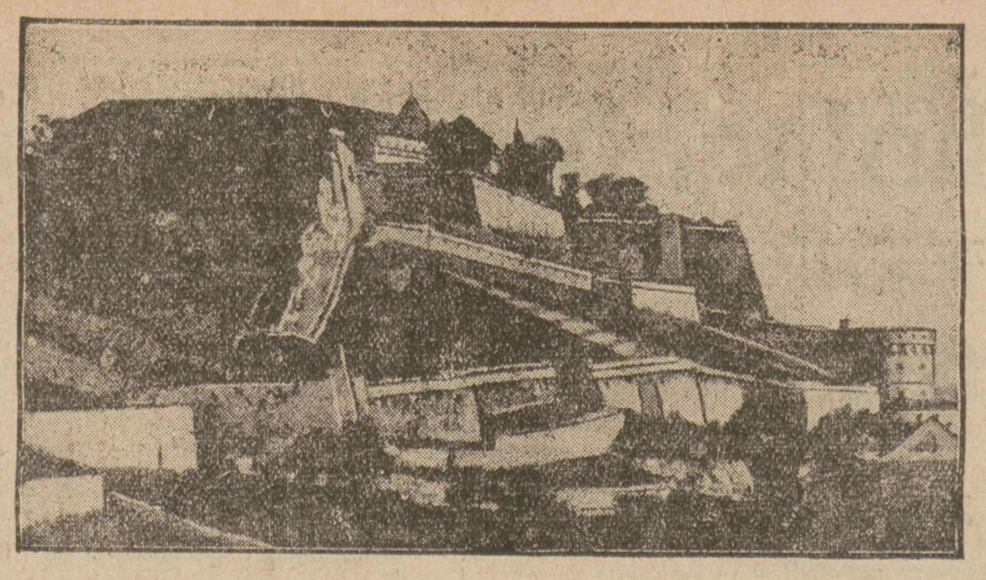
Da trifft ihn die Stimme des Ansagers: „Wir machen eine Pause von zehn Minuten und senden die neuesten Tagesnachrichten!"

Dann schlägt die Sprecherstimme unvermittelt, hart an sein Ohr: „Der Reichstag hat beschlossen . . Wie aus Japan gemeldet wird . . . Die Arbeitslosenziffer steigt . . . In der Xstraße verübte ein Ehepaar Selbstmord . . ."

Der Arbeitslose schaltet aus . . .



Knecht Ruprecht im alten deutschen Städtebild



Zum Gedenken an Gustav Adolf von Schweden

dessen 300. Todestag im nächsten Jahre überall festlich begangen werden wird, plant man auf der Feste Marienberg bei Würzburg eine besonders große Veranstaltung, da die Eroberung dieser Burg durch Gustav Adolf in der Erinnerung des schwedischen Volkes als eine der bedeutendsten Waffentaten ihres großen Königs weiterlebt.

Die schöne Kassiererin

Von Roger Regis.

Von den vier Freunden, die sich allabendlich im Cafe du Commerce einzufinden pflegten — stets an demselben Tisch und zu der gleichen Skatpartie — waren diesmal nur drei anwesend, und sie schienen beunruhigt zu sein.

„Wo steckt denn Raginet?“ ließ sich Herr Gabroche hören.

„Sollte er krank sein?“ murmelte Herr Geridon.

Vielleicht hat ihm seine Frau das Skatspielen verboten“, warf Herr Polinois ein.

Schon waren sie im Begriffe, sich nach einem Ersatzmann für den fehlenden Partner umzusehen, als dieser gerade erschien. Ein Blick auf ihn genügte, um feststellen zu können, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen war. Er drückte einem jeden geheimnisvoll die Hand, ließ sich wortlos auf einen Sessel fallen und begann erst zu reden, nachdem er sich umständlich die Stirn abgewischt hatte.

„Ja“, gab er zu, „es gibt etwas Neues. Ihr kennt doch das Kaffeehaus „Zur Gendarmerie“. Wir haben nach niemals unseren Fuß in dieses Lokal gesetzt, denn es ist düster und auch viel zu entlegen für uns. Nun, ich komme eben von dort. Es wurde mir nämlich erzählt, daß der Besitzer dieses Caffees eine neue Kassiererin aufgenommen hätte, eine Pariserin, die seit einigen Tagen bereits da sei. Ich wollte sie sehen . . . Ach, meine Lieben, ich sage euch! Unsere Stadt ist ja gewiß kein Nest, aber eine so schöne Frau, eine, die so blond, so schlank und elegant wäre wie die, würde man vergeblich bei uns suchen. Und diese Augen, dieses Lächeln! . . . Dabei ist sie nicht älter als zwanzig . . . Ein glänzender Einfall dieses Cafetiers. In acht Tagen wird er seine Kundschaft verdoppelt, verdreifacht, ja vervierfacht haben . . .“

Ein Schweigen folgte. Jeder dieser Herren, die schon in einem respektablen Alter standen, schien tief nachzudenken. Eintönigkeit bringt eben Langeweile und in der Provinz sind die Zerstreuungen selten.

„Wie wäre es, wenn wir uns morgen, anstatt hierherzukommen im Kaffeehaus „Zur Gendarmerie“ treffen wollten?“ schlug Herr Gabroche mit etwas unsicherer Stimme vor.

Nicht ein einziger widersprach.

Am nächsten Abend fanden sich die vier mit der Pünktlichkeit einer Uhr zur gewohnten Stunde in dem bewußten Kaffeehaus ein. Herr Raginet hatte nicht übertrieben, die junge Kassiererin war in der Tat entzückend. Keiner von den Skatpartnern hatte jetzt noch ein Auge für seine Karten, ja, sie vergaßen auch das Bier, das vor ihnen stand, denn sie kannten ihren Blick nicht von der Kasse trennen. Mit ihrer Bewunderung waren sie durchaus nicht die einzigen: die Sache schien sich in der Stadt herumgesprochen zu haben und der Andrang der Gäste wurde immer größer. Der Besitzer, die Serviette unter dem Arm und ein breites Lächeln auf den Lippen, mußte den überbeschäftigten Kellnern zu Hilfe kommen.

Die nächsten Tage war es noch ärger. Von sechs Uhr abends bis Mitternacht war das Kaffeehaus „Zur Gendarmerie“ bumsvoll; die letzten Ankömmlinge mußten wegen Platzmangels sogar weggehen. Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit Herrn Geridons, um täglich einen Tisch neben der Kasse reserviert zu bekommen.

„Ihr werdet sehen, das wird nicht gut enden!“ sagte manchmal Herr Pelinois, ein etwas kleinmütiger Mensch. „Unsere Schöne wird sich eines Tages entführen lassen.“

Das geschah allerdings nicht, denn Fräulein Charlotte war ein anständiges Mädchen. Was aber geschah, daß sie das günstigere Angebot eines anderen Chefs vorzog und aus dem Kaffeehaus „Zur Gendarmerie“ in jenes „Zur Unterpräfektur“ desertierte. Konnten die vier Skatpartner diese Situationsänderung ruhig über sich ergehen lassen? Auch sie nahmen Reißaus, um weiterhin die blonde, schlanke und elegante Pariserin bewundern zu können; mit ihnen aber übersiedelte fast die ganze Klientel des Lokals. Doch nicht für lange. Denn keine drei Wochen vergingen, — das Kaffeehaus „Zur Unterpräfektur“ hatte in dieser Zeit einen wahren Rekordbesuch — und Fräulein Charlotte war schon wieder von ihrem Posten verschwunden. Diesmal hatte das Kaffeehaus „Esplanade“ durch ein glänzendes Angebot die schöne Kassiererin an sich gelockt.

Auf das hin entstand in dem Orte eine förmliche Revolution. Während sich die Besitzer der verschiedenen Etablissements der Reihe nach Fräulein Charlotte entrissen, irrten die Bewunderer ihrer Schönheit wie Schiffsbrüchige aufs Geratewohl umher. Nie wußten sie recht, ob sie endlich den sicheren Hafen gefunden hätten und waren schon glücklich, wenn es ihnen gelang, durch ein, zwei Wochen die anschauen zu können, deren Anmut aller Herzen höher schlagen ließ.

„Ihr werdet sehen, das nimmt kein gutes Ende!“ sagte immer wieder Herr Pelinois.

Und wirklich, eines schönen Tages war die Katastrophe gekommen, oder zumindest etwas, das ihr aufs Haar glich. Fräulein Charlotte thronte in keinem Kaffeehaus mehr; der Besitzer des „Zentralhauses für Lebensmittelhandel“ war aus der Konkurrenz als triumphierender Sieger hervorgegangen.

Vorüber die schönen Stunden für Herrn Raginet und seine Freunde, vorüber nicht minder für alle anderen Gäste, die sich an den Blicken Fräuleins Charlottes entzückt hatten, an diesen Blicken, die so mild und zugleich so verführerisch sein konnten. Jeder von ihnen fand wieder den Weg in sein Stammkaffeehaus zurück und mußte sich in das Unabänderliche fügen. Gewiß, ein flüchtiges Wiedersehen war auch jetzt noch mit Fräulein Charlotte möglich, denn hierzu genügte es ja, im „Zentralhaus für Lebensmittelhandel“ eine Kleinigkeit zu besorgen. Der Feuereifer, mit dem die Ehegatten nun ihren Frauen zur Hand gingen, war geradezu rührend: Mehl, Salz, Zucker, Kaffee, Schokolade, alles holten sie bereitwilligst und nie konnten sie dieser Aufträge genug haben.

Herr Pelinois aber, der Unglücksprophet, wiederholte immer: „Ihr werdet sehen, das nimmt kein gutes Ende!“

Zuletzt behielt er doch mit diesem Pessimismus recht und erzählte es auch als erster seinen Freunden.

„Wir können nicht mehr Fräulein Charlotte besuchen“, sagte er, „sie heiratet einen Geschäftsmann der Stadt“.

„So?“ seufzte Herr Gabroche mit wehmütiger Resignation.

„Aber,“ fuhr Herr Raginet auf, „wenn sie einen Geschäftsmann heiratet, so wird es doch möglich sein, unter dem Vorwand eines Einkaufes manchmal zur ihr zu gehen?“

„Wohl kaum,“ erwiderte trocken Herr Pelinois. „Sie heiratet den Unternehmer der Leichenbestattungsanstalt.“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Sturmbő

Dundee Elijah gehörte zum Vorschiff. Zwanzig Jahre lang hatte er die schottische Küste nicht mehr gesehen. In Elgin war er beheimatet. Wir fuhren zusammen durch die Torresstraße bei Australien. Backstagswind drückte in den Segeln. Die „Orata“ verlor nicht einen Faden Fahrt. Elijah stand am Ruder. Das Schiff war nach Santa Cruz unterwegs.

Es geschah um die Zeit der englischen Wache. Dundee schnupperte wie ein Seehund in der Luft herum. „Hallo, Sandy, hallo — ein Papua soll mich fressen, wenn alles in Ordnung geht! Der Wind schlägt um!“

Der Himmel war klar und von verzehrender Tiefe. Das Meer brannte wie Indigo. Da und dort stieg ein dünner Strahl aus dem Wasser, blieb sekundenlang in der Luft, um als feiner Sprühregen niederzugehen. Die Wale gingen! Elijah wurde ausgelacht. „He, Dundee, kannst du'n Klavier vom Nachttopf unterscheiden? — — Drüben gehen die Wale; das Wetter bleibt klar!“ Der zweite Steuermann wollte sich vor Lachen ausschütten.

Elijah behielt recht! Es wurde augenblicklich schwül. Die Segel begannen zu schlagen. Die Brise ward flau wie Kindertee. Das Schiff stoppte die Fahrt, und eine geisterhafte Stille lag über dem Wasser. „Sturmwind, ahoi!“ rief der Kapitän von der Brücke. Segelmanöver wurden gepfiffen. Alle Mann enterten die Wanten empor, um die Leinwand zu bergen. Die Segel waren eingeholt. Auch am Besan flatterte kein Fetzen Tuch mehr. Als der erste Sturmhauch über das Wasser fegte, zurrte Elijah das Ruder fest. Hilflos begann die „Orata“ auf der Stelle zu rollen. Urplötzlich, wie aus dem Meere gezaubert, stand eine kalte Dunstwand gegen uns. Die See ging stufenweise vom tiefen Indigo zur grünlichen Farbe geschmolzenen Glases über. Die Kimmung verwischte. Eine kleine, weißliche Wolke löste sich von der Dunstwand und stieg in steilem Winkel in den Horizont. Sie wurde immer größer. Die Luft war so schwer, daß wir kaum atmen konnten. Elijah wies auf den Barometer; wie ein Sack fiel das Quecksilber in die Tiefe. Im gleichen Moment verwandelte sich die weiße Wolke und schoß gleich einem riesigen Trichter auf uns zu. Dunkelheit umhüllte alles. Irgendwoher noch klang Dundees Stimme: „Sandy, Sandy, das ist des Teufels Großmutter!“

Dann brach es los. Ein Höllenlärm hub an. Die Brassen schwirrten wie Geigensaiten. In großen Schauern fiel Wasser auf das Deck. Das war kein Regen mehr; es schmeckte verteufelt nach Salz. Fische klatschten vor uns nieder und blieben mit aufgepflanzten Leibern liegen, bis eine neue Woge sie hinwegnahm. Steil stieg der Bug der „Orata“ aus der blauschwarzen See. Ueberall nur Wasser. Die Wellen schienen steuerbord über den Top zu entern, nur, um backbord mit um so größerer Wucht niedersausen zu können. Gegen diese Wasserlawinen waren wir hilflos. Das Schiff torkelte, als sei es toplastig. 40 Grad krengte der Eimer. Die Brise ging so hart, daß auch die größten Wogen zersprühten und die Gischt dickflockig wie Watte vor den Gesichtern lag. Es war, als ob man Luft tränke.

Wie lange das raste, tobte, peitschte und pfiff, war nicht festzustellen. Dann aber ließ die Dunkelheit schnell nach. Einige heftige Stöße noch; das Schiff holte schwer über; die weiße „Sturmbö“ jagte seewärts davon, ebenso schnell, wie sie gekommen war. Eine himmelhohe Wand frierenden Wassers.

Die Mannschaft wurde aufgerufen. Ohne Verluste war die „Orata“ durch die Sturmbö gekommen, die gefährlichste Wasserhose der Südsee. Dundee Elijah war der Held der Wache. Er lag in seiner Bunk und lachte: „Is man good, so'n Wetterchen. Deckwaschen is ohnehin nich meine Sache! . . .“

Acht Glasen. Die Glocke rief zur Ablösung. Elijah ging ans Ruder. Ich gesellte mich zu ihm. Wir besprachen das Phänomen der weißen Bö. „Woher kennst du die Anzeichen so genau?“ — Ha, Sandy, — siebenmal habe ich den Spaß mitgemacht. Da sitzt es in der Nase, und das erstemal heiliger Piephahn, da war's am schlimmsten. Grad als ich den Amselfänger fuhr.“ Amselfänger — —? Ich horchte auf. So nannte man in diesen Breiten Schiffe, die nach den Inseln fuhren, um schwarze Frauen zu erhandeln, die anderweitig verkauft wurden. Amselfänger ist der poetische Name modernen Sklavenhandels. So oft ich die Südsee befahren, auf keinem Eimer hatte ich einen Tiefwassermatrosen getroffen, der je einen Amselfänger gefahren war. Ich bat Elijah, mir die Geschichte dieser ersten Sturmbö zu erzählen.

„Das war auf der „Thornsby“. Damals, als hier herum der Dampf noch nicht dem Meere die Straßen gezogen hatte. Das Schiff hielt Kurs auf Malaiti. In zwanzig Tagen wollten wir in Brisbane sein. Siebzehn schwarze Frauen hatten wir eingehandelt. Der Rum floß unter der Back. Es ist ja so merkwürdig, wie schwach die Nerven der Amselfänger sind, wenn ihnen die Besinnung kommt. Bei jedem Schrei schwarzer Frauen, der aus den Schiffslukennt tönt, läuft ihnen ein Grauen die Haut hinauf. Da hilft nur Rum und wieder Rum, Sandy. Ist erst mal der Bauch befriedigt, dann wird auch das Herz wieder wohlauf. Alles, was auf den Amselfängern getan wird, kommt aus dem Bauche.

Sechs Knoten lief das Schiff. Wir lagen gut am Winde. Da sprang das Wasser um. Eine Säule stickiger Luft stand über uns. Die „Thornsby“ begann zu rollen. Der Alte, nicht gerade nüchtern erkannte zu spät die Gefahr. Als wir aufenterten, um die Segel zu bergen, knallten die ersten schweren Böen an die Stengen. Wir arbeiteten, daß der Schweiß an den Wanten herunterlief. Zwei Mann gingen dabei kapseis über die Rahen. Vergebens! — — Dreißig Fuß hoch wurde das Schiff emporgehoben, und dann sauste es steuerlos hinein in den Strudel der Sturmbö. Es rollte und stöhnte, Stengen splitterten, die Segel fuhren aus den Seaings. Wir waren verloren. Mit der Nase tief im Wasser furchend, wurde das Schiff nach Lee abgedrückt und kreiselte bis es barst.

Als ich mich wiederfand, lagen drei schwarze Frauen, der zweite Steuermann und ich auf dem Quarterdeck eines verdammten Kanonenluggers. Er brachte uns nach Neu-Caledonien! — — Das war das erstemal, daß ich der Bö begegnet bin. Seitdem habe ich den Geruch der stickigen Luft nie wieder verloren — —!“

Dundee Elijah dreht das Schiff in den Wind. Ein Lufthauch strich durch die Taue. Die prallen Segel raschelten. Vom Vorschiff her klang der Ruf des Loggs: „Sieben Knoten Fahrt — —!“

Aktentasche und Porzellanservice

Humoreske von E. Klein.

Es war an ihrem Hochzeitstage. Freilich nicht an ihrem ersten. Der lag schon an die zwanzig Jahre zurück. Aber sie hatten die liebe Gepflogenheit beibehalten, ihn im Familienkreise, der leider nur aus ihnen beiden bestand, zu feiern — trotz aller, wie er gelegentlich meinte, üblen Früchte, die dieser Tag im Laufe der Jahre gezeitigt hatte. Daß er allerdings auch am Hochzeitstage diese Spitzen nicht vermeiden konnte, das war nicht schön. Das war fast dazu angetan, ihr die Freude, die sie an seinem Geschenk, einem prachtvollen Porzellanservice, empfand, zu verleiden. Außerdem schien er sich aus seinem Geschenk, einer ebenso schönen Aktentasche, nicht viel zu machen. Sie hatte eine größere Freude erwartet. Eigentlich mußte man es einmal zum Austrag bringen, wer vor allem schuld daran war, wenn sie ihren Hochzeitstag nicht harmonischer begehen konnten. Sie jedenfalls war unschuldig. Er, sagte er lakonisch, auch. Also, wer hatte denn nun Schuld?

Der Streit spitzte sich zu. Es wurde beängstigend. Er wurde bissig, sie war aufgeregt. Lächerlich, daß sie sich noch Geschenke machten! Er wollte kein Geschenk! Noch dazu an einem solchen Unglückstage! Sie sollte anderswo für ihre Geschenke Verwendung suchen! Damit warf er ihr die Aktentasche vor die Füße.

Sie war außer sich. Das ging denn doch über alles Maß! In einem Wutanfall ergriff sie die Aktentasche, riß das Fenster auf, und der Zufall wollte es, daß gerade jemand vorüberging, dem man es ansah, daß er für Leder Verwendung hatte.

„Wollen Sie die Aktentasche?“ rief sie dem Vorübergehenden zu.

Der grinste, denn er war Schuhmachergeselle.

„Da!“

Und die Aktentasche flog dem Schustergesellen vor den Leib. Er konnte sie gerade noch vor dem Falle retten, lachte dankbar nach dem Fenster hinauf und verschwand.

Nun war die Reihe, wütend zu werden, an ihm.

„Das Porzellan her! Her mit dem Porzellangeschirr!“ schrie er seine Gattin an, und ehe sie auch nur einen Teller retten konnte, hatte er das ganze prächtige Service am Boden zerschmettert.

Ein Schrei, ein einziger nur, dann schlugen auf einmal zwei Türen zu. Wie auf Verabredung gingen die beiden nach zwei verschiedenen Seiten auseinander.

Ein paar Tage lang erwog ein jeder den Gedanken einer Scheidung. Aber es erwies sich immer, daß eine verschenkte Aktentasche und ein zerbrochenes Porzellanservice keinen genügenden Anlaß geben würden, um damit vor den Richter zu treten. Und so wurden eines Tages die Scheiben, die als Sinnbild des Kriegszustande immer noch das Wohnzimmer verunzierten, unauffällig hinweggeräumt; die beiden Gatten fanden sich von Tag zu Tag mehr gleichzeitig zum Morgenkaffee ein; und als dann eines Tages gar noch sein Lieblingsgericht auf der Mittagstafel prangte, da schloß er gerührt seine Gattin in die Arme, und der eheliche Friede war wiederhergestellt. Eine Bedingung aber war dabei: die Begehung des Hochzeitstages wurde von dem Familienprogramm gestrichen.



Die Gabe der Weisen

Eine Weihnachtsgeschichte

Ein Dollar und siebenundachtzig Cents. Das war alles. Und sechzig Cents davon in Kupfermünzen, Pennies, die zu eins und zweit durch Einschüchterung des Krämers und Gemüsehändlers und Metzgers erspart wurden, bis einem die Wangen in der stillen Scham des Almosenverlangens brannten, das ein solches Feilschen einschloß. Dreimal zählte Della den kargen Besitz. Ein Dollar und siebenundachtzig Cents. Und der nächste Tag war der Christtag.

Es war klar, daß da nichts zu tun blieb, als sich auf den schäbigen, kleinen Diwan hinzuwerfen und zu heulen. Und das tat Della. Was zu der moralischen Erwägung ermuntert, daß das Leben aus Schluchzen, Seufzen und Lächeln bestehe. Wobei das Seufzen vorherrscht.

Während sich die Hausfrau nach und nach vom ersten Zustand in den zweiten hineinberuhigte, sieh' dir das Heim an. Eine möblierte Zinswohnung zu acht Dollars die Woche. Man könnte sie nicht gerade als Bettlerwohnung beschreiben, aber sie sah ganz nach Bettlerschaft aus.

Im Vorraum unten war ein Briefkasten, in den kein Brief hineinging, und ein elektrischer Knopf, aus dem kein sterblicher Finger einen Ton hervorschmeicheln konnte. Auch gehöte eine Karte dazu, die den Namen trug „Mr. James Dillingham Young“. Das „Dillingham“ war in einer früheren Zeit des Wohlstandes aufgepflanzt worden, da seinem Besitzer dreißig Dollars die Woche bezahlt wurden. Nun, da das Einkommen auf zwanzig Dollars die Woche geschrumpft war, sahen die Buchstaben in „Dillingham“ verwischt aus, gleich als ob sie ernstlich daran dächten, sich zu einem bescheidenen und anspruchslosen „D“ zusammenzuziehen. Aber so oft Mr. James Dillingham Young nach Hause kam und seine Wohnung oben erreichte, wurde er „Jim“ gerufen und von Mrs. James Dillingham Young, die Ihnen bereits als Della vorgestellt wurde, herzlich umarmt. Was immer gut tut.

Della endete ihr Seufzen. Sie stand am Fenster und sah trübsinnig einer grauen Katze nach, die auf einem grauen Zaun in einen grauen Lichthof lief. Morgen würde Christtag sein, und sie hatte nur einen Dollar und siebenundachtzig Cents, für die sie Jim ein Geschenk kaufen sollte. Sie hatte seit Monaten jeden Penny beiseite gelegt. Ein Dollar und siebenundachtzig Cents war das Ergebnis. Zwanzig Dollars die Woche reichen nicht sehr weit. Die Ausgaben waren größer gewesen, als sie gerechnet hatte. Sie sind es immer. Nur einen Dollar und siebenundachtzig Cents, um Jim ein Geschenk zu kaufen. Ihrem Jim. Manch glückliche Stunde hatte sie damit zugebracht, sich etwas recht Schönes für ihn auszudenken. Etwas recht Feines und Seltenes und Gehaltvoll-Dauerndes sollte es sein — etwas, das ein wenig der Ehre würdig wäre, Jims Eigentum zu werden.

Zwischen den Fenstern des Zimmers gab es einen Pfeilerspiegel. Vielleicht haben Sie schon einen Pfeilerspiegel in einer Zinswohnung zu acht Dollars gesehen? Eine sehr dünne und sehr bewegliche Person kann, wenn sie ihr Spiegelbild in einer raschen Folge von Längsstreifen bemerkt, einen ziemlich genauen Begriff ihres Aussehens erlangen. Della, die schlank war, hatte die Kunst gemeistert.

Plötzlich wirbelte sie vom Fenster weg und stand vor dem Spiegel. Ihre Augen glänzten hell, aber ihr Gesicht hatte innerhalb zwanzig Sekunden seine Farbe verloren. Sie löste rasch ihr Haar und ließ es seiner ganzen Länge nach herabfallen.

Nun, bei den James Dillingham Youngs gab es zwei Besitztümer, auf die sie beide gewaltig stolz waren. Das eine war Jims goldene Uhr, die schon einmal seinem Vater und seinem Großvater gehört hatte. Das andere war Dellas Haar.

Und so fiel nun Dellas schönes Haar an ihr herab — (die Geschichte spielte vor der Entdeckung des Bubikopfes!) — und wellte sich und leuchtete wie eine Kaskade braunen Wassers Es reichte bis unter Dellas Knie herab und wurde so fast zu einem Kleide für sie. Und dann knotete sie es nervös und rasch wieder hinauf. Einmal zögerte sie eine Minute lang und stand still, während eine oder zwei Tränen auf den abgebrauchten, roten Teppich tropften.

Nun zog sie flugs ihre alte braune Jacke an; setzte flugs ihren alten braunen Hut auf. Mit einem Wirbel von Röcken und den glänzenden Funken noch immer in ihren Augen, flatterte sie aus der Tür hinaus und die Treppen zur Straße hinunter.

Wo sie stehen blieb, stand auf einem Schild „Madame Sophronia. Haar-Artikel aller Art.“ Della lief einen Stock hinauf und sammelte sich, keuchend. Madame, groß, zu weiß, sah kaum wie eine „Sophronia“ aus.

„Wollen Sie mein Haar kaufen?“ fragte Della.

„Ich kaufe Haare“, sagte Madame. „Nehmen Sie Ihren Hut ab und lassen Sie mich sehen, wie es aussieht.“

Die braune Kaskade rollt nieder.

„Zwanzig Dollars“, sagte Madame, indem sie die Masse mit geübter Hand hob.

„Geben Sie sie mir rasch“, sagte Della.

Oh, und die nächsten zwei Stunden trippelten auf rosigen Flügeln vorüber. Vergiß den aufgewärmten Vergleich. Sie durchstöberte alle Geschäfte — es galt, ein Geschenk für Jim zu finden.

Sie fand es endlich. Es war sicherlich für Jim gemacht worden und sonst für niemand. Es gab in keinem der Geschäfte etwas Aehnliches, und sie hatte alle von innen nach außen gewendet. Es war eine Uhrkette aus Gold, einfach und keusch in der Zeichnung, seinen echten Wert durch das Material allein verkündend und nicht durch eine überladene Verzierung — wie dies alle guten Dinge tun sollten.



Sie war sogar der Uhr würdig. Sobald sie sie sah, wußte sie, daß sie Jim gehören müsse. Sie glich ihm. Friedfertigkeit und Wert — die Beschreibung taugte beiden. Einundzwanzig Dollars nahmen sie ihr ab und sie eilte mit siebenundachtzig Cents nach Hause.

Mit dieser Kette an seiner Uhr konnte Jim in jeder Gesellschaft nach der Zeit sehen. Als Della heimgekommen war, wich ihre Berauschtheit ein wenig der Klugheit und Vernunft. Sie nahm ihr Brenneisen heraus, entzündete den Spiritus und ging daran, die Verwüstungen, die ihre Großherzigkeit, vermehrt um ihre Liebe, angerichtet hatte, wieder gutzumachen. Was stets eine ungeheure Aufgabe ist — eine Mammut-Aufgabe.

Innerhalb vierzig Minuten war ihr Kopf mit winzigen, dicht aneinander liegenden Locken bedeckt, was sie so wundervoll wie einen schulschwänzenden Jungen erscheinen ließ. Sie blickte lange, sorgfältig und kritisch auf ihr Bild im Spiegel.

„Wenn Jim mich nicht tötet“, sagte sie zu sich selbst, „ehe er einen zweiten Blick auf mich wirft, dann wird er sagen, daß ich aussehe wie eine Choristin von Cony-Island. Aber was konnte ich tun — oh! Was konnte ich tun mit einem Dollar und siebenundachtzig Cents?

Um sieben Uhr war der Kaffee fertig und die Bratpfanne stand hinten am Herd, heiß und bereit, die Koteletts zu braten.

Jim kam niemals später. Della legte die Uhrkette in ihrer Hand zusammen und saß an der Tischecke nahe der Tür, durch die er immer eintrat. Dann hörte sie seinen Schritt auf den Stufen unten im ersten Stock und wurde einen Augenblick blaß.

Die Tür ging auf. Jim trat herein und schloß sie. Er sah mager und sehr ernst aus. Armer Junge, er war erst zweiundzwanzig — und schon mit einer Familie bebürdet! Er brauchte einen neuen Ueberrock und war ohne Handschuhe.

Jim schritt so behutsam wie ein Spürhund, der Wachteln wittert, ins Zimmer. Seine Augen waren auf Della gerichtet. und es war etwas in ihnen, das sie nicht lesen konnte und das sie erschreckte. Es war weder Zorn noch Ueberraschung, weder Mißbilligung noch Schrecken, noch sonst eines der Gefühle, auf die sie vorbereitet war. Er sah sie nur mit diesem wunderbaren Ausdruck in seinen Zügen fest an.

Della wand sich vom Tisch hervor und ging zu ihm.

„Jim, Liebling“, rief sie, „sieh mich nicht so an. Ich ließ mir das Haar schneiden und verkaufte es, weil ich Weihnachten nicht hätte verleben können, ohne dir ein Geschenk zu machen. Es wird wieder wachsen — du wirst dir doch nichts daraus machen, nicht wahr? Ich mußte es einfach tun. Mein Haar wächst sehr schnell nach, sag' „Fröhliche Weihnachten!“, Jim, und seien wir glücklich! Du weißt nicht, was für ein herrliches — was für ein wunderhübsches Geschenk ich für dich habe!“

„Du hast dir dein Haar abgeschnitten?“ fragte Jim, mühsam, als ob er selbst nach der schwersten geistigen Arbeit noch nicht zu dieser interessanten Tatsache vorgedrungen wäre.

„Abgeschnitten und verkauft“, sagte Della. „Gefalle ich dir?“ so weniger gut als sonst? Ich bin doch ich, auch ohne mein Haar, oder nicht?“

Jim sah befremdet im Zimmer herum.

„Du sagst, dein Haar sei fort?“, sagte er, wobei er fast idiotisch aussah.

„Du brauchst nicht danach zu suchen“, sagte Della. „Es ist verkauft“, sagte ich dir, verkauft und fort, es ist der Weihnachtsabend, Junge! Sei gut zu mir, denn es geschah für dich! Vielleicht waren die Haare auf meinem Kopf gezählt“, fuhr sie mit einer plötzlich ernsten Süße fort, „aber niemand konnte je meine Liebe für dich zählen. Soll ich die Koteletts anrichten, Jim?“

Jim schien aus seinem Traum schnell zu erwachen. Er umarmte Della. (Zehn Minuten lang wollen wir mit diskreter Prüfung irgendeinen belanglosen Gegenstand in der entgegengesetzten Richtung betrachten!) Acht Dollars die Woche oder eine Million im Jahr — was ist der Unterschied? Ein Mathematiker oder ein Genie würde dir die unrechte Antwort geben. Die Weisen brachten wertvolle Gaben, aber diese war nicht darunter. Der dunkle Ausspruch wird später erhellt werden. Jim zog ein Päckchen aus der Tasche seines Ueberrockes und warf es auf den Tisch.

„Täusche dich nicht über mich, Dell“, sagte er. „Ich glaube nicht, daß etwas der Art wie Haarschnitt oder Frisur oder Kopfwaschung mich mein Mädchen weniger lieben machen könnte. Aber wenn du das Päckchen aufmachen willst, wirst du erkennen, warum du mich zuerst eine Weile aus der Fassung gebracht hast.“

Weiße, flinke Hände zerrten an Bindfaden und Papier. Und dann — ein ekstatischer Freudenschrei, und dann — ach, ein weiblich rascher Wechsel zu hysterischen Tränen und Klagen, die eine sofortige Anwendung aller tröstenden Kräfte des Hauses notwendig machte.

Denn da lagen die Kämme — eine Garnitur von Kämmen, breite und schmale, die Della lange Zeit vor einem Schaufenster am Broadway angebetet hatte. Schöne Kämme, reines Schildpatt, mit Steinen an den Rändern — genau die Töne, wie sie in dem schönen, verschwundenen Haar zu tragen gewesen wär. Es waren teure Kämme, sie wußte es, und ihr Herz hatte nach ihnen einfach gehungert und sich, ohne die leiseste Hoffnung, sie je zu besitzen, nach ihnen gesehnt. Und nun gehörten sie ihr, aber die Flechten, die dieser begehrte Schmuck hätte schmücken wollen, die Flechten waren dahin.

Aber sie drückte die Kämme an ihre Brust und endlich war sie auch fähig, mit trüben Augen und einem Lächeln aufzublicken und zu sagen: „Mein Haar wächst so schnell, Jim.“

Und dann sprang Della gleich einer wenig versengten Katze auf und rief: „Oh, oh!“

Jim hatte sein schönes Geschenk noch nicht gesehen. Sie hielt es ihm auf ihrer offenen Handfläche begierig hin. Das empfindungslose, kostbare Metall schien in einem Reflex ihres hellen und glühenden Geistes aufzublitzen.

„Ist es nicht reizend, Jim? Ich lief durch die ganze Stadt, um es zu finden! Du mußt jetzt hundertmal am Tag nachsehen, wie spät es ist! Gib mir deine Uhr! Ich möchte sehen, wie die Kette daran aussieht!“

Anstatt zu gehorchen, warf sich Jim aufs Ruhebett, legte seine Hände unter den Kopf und lächelte.

„Dell“, sagte er, „legen wir unsere Weihnachtsgeschenke beiseite und heben wir sie uns auf! Sie sind zu reizend, um sofort in Gebrauch genommen zu werden. Ich verkaufte meine Uhr, um das Geld für die Kämme zu haben! Und nun glaube ich, kannst du die Koteletts anrichten!“

Die Weisen aus dem Morgenlande waren, wie wir wissen, weise Männer — wundervoll weise Männer — die dem Kindlein in der Krippe Geschenke brachten. Sie erfanden die Kunst, Weihnachtsgeschenke zu machen. Und da sie weise waren, waren ihre Geschenke zweifellos weise Geschenke, die vermutlich den Vorzug der Austauschbarkeit hatten, falls sich eines als doppelt erwies. Und hier habe ich Ihnen etwas lahm den ereignisarmen Bericht von zwei dummen Kindern in einer Zinswohnung gegeben, die höchst unweise die größten Schätze ihres Hauses einander hinopferten. Aber mit einem letzten Wort an die Weisen dieser Tage sei gesagt, daß von all jenen, welche Gaben geben und empfangen, sind sie die weisesten. Ueberall sind sie die weisesten. Sie sind die Magier.

Die Verkündigung

Von Marie Hovorkova.

Ein Stückchen hinter dem Dorfe dehnt sich ein verlassener Lehmbruch aus. Schon längst brannten sie keine Ziegel mehr dort, nur der Abhang mit den großen Löchern ist geblieben. Diese Lehmbruchstellen sahen ewig nackt und kahl aus, sie leuchteten gelb in die Weite und niemals sproßte etwas Grünes darauf. Und unter dem Hügel stand eine Hütte, die zur Hälfte in den Abhang hineingedrückt war, so daß es möglich war, vom Abhang direkt auf das schiefe, wellenförmig gebogene Dach herabzulaufen.

In dieser Hütte wechseln die Bewohner beständig, obwohl der Zins sehr niedrig war. Und unfreundlich war sie, düster und kalt. Eine feuchte Kühle atmete aus ihr, wenn man vorüberging, gleichgültig, ob es im Winter oder im Sommer war. Sie war aus Sandsteinquadern erbaut, ständig feucht und zu zwei Drittel mit Wasser vollgesogen.

Stes wohnten arme Leute da, so arm, daß sie nicht einmal einen Vorhang beim Fenster besaßen. Sie empfanden auch gar nicht das Bedürfnis, die Fenster zu verhüllen, und so war es möglich, ihre arme Häuslichkeit vollauf wahrzunehmen. Doch niemand hielt sich dort lange auf. Die feuchte Kühle vertrieb jedermann von da.

Und einmal zogen hier wieder arme Leute ein. Ein Mann mit seiner Frau und einer Greisin. Diese Leute brachten sogar eine kleine Ziege mit: sie war bräunlich und hatte einen schwärzlichen Rücken, wie ein Reh sah sie aus. Wie sie sie an unseren Fenstern vorüberführten, trieben sie sie ermunternd an: komm doch, Kleine, du gehst doch nach Hause — aber die kleine Ziege wollte nicht. Sie sah sich beständig um.

Die Leute — sie waren wohl arbeitssam und wollten in ihrer Armut ein wenig halbwegs leben — die Leute dachten wohl, daß sie das Häuschen verschönern werden. Am freien Sonntag weißten sie es, und unten malten sie es mit einem schwarzen Rande an. Sie reinigten die alten Fenster, daß sie bloß so glänzten, die junge Frau hängte einen kleinen Vorhang mit einem gestärkten Saum auf, in der Mitte befestigte sie eine kleine Papierrose — und alles sah schon fröhlicher aus.

Die Kinder liefen in die Lehmgrube, um hier zu spielen — und gleich schlossen sie Freundschaft. Die junge Frau war für sie die Tante, die alte Frau die Großmutter. Und alle hatten sich einander gern. Sie hingen einander mit der Liebe der Armen.

Unter den Kindern war ein hübsches, blauäugiges Mädelchen mit einem fast weißlichen Haarzöpfchen. Man nannte sie Jozena. Und die hatte die Großmutter am liebsten. Jeden Mittag schenkte sie ihr ein kleines Blechtöpfelchen voll frisch gemolkener Ziegenmilch. Und die Wangen des kleinen Mädels wurden aber auch dick. Und kaum daß es Mittag war, war die Kleine auch schon im Stübchen, beständig schwatzte sie, stampfte unruhig, erklärte und wartete auf ihr Blechtüpfelchen.

Und wie sie so einmal ins Zimmerchen tritt, da bemerkt sie, daß das Stübchen leer ist, die Tante sitzt nicht wie sonst beim Fenster und fädelt auch keine Korallen. Auf dem Tische ist heute ein rosafarbiges Tischtuch ausgebreitet, und so etwas geschieht nur an großen Feiertagen. Darauf steht ein kleines Glas, in dem ein grüner Zweig, den man draußen zufällig gepflückt hat, freundlich herauslugt. Als ob man einen Gast erwarten würde.

Jozena dreht sich nach allen Ecken um, und siehe da: es ist doch jemand hier. In der Ecke ist das Bett aufgebettet. Jozena läßt wie gewöhnlich ihr Zünglein los — sie hat nämlich ein keckes Mündchen — aber die Großmutter weist sie zur Ruhe: „Komm, ich will dir etwas zeigen". Und sie führt sie in den dunklen Winkel, zum Bette. Sie hebt sie in die Höhe: „Siehst du? Wir haben ein Kindchen".

Jozena starrt mit offenem Munde drein, sie ist keines Wortes mächtig. Sie schaut mit Verwunderung auf das kleine schlafende Kindchen mit den kleinen Armen und geballten Fäustchen. Sie schaut es genauest an, und dann gipfelt die Summe all ihrer Beobachtungen in dem Ausrufe? „Es hat ein hübsches Häubchen, nicht wahr, Großmutter?"

„Und mit einer Spitze, nicht wahr?"

Die junge Mutter blickt das Kindchen und die Großmutter an und bemerkt, daß sie beide gleich freudige Augen haben, daß beiden gleiche Flammen in den Augen glühen.

„Es wird glücklich sein, weil es ein Kind zuerst begrüßt hat", flüstert die Greisin wie im Gebete, das Baby nicht aus den Augen lassend.

Jozena geht langsam, zögernd fort. Kaum hat sie die Schwelle überschritten, als sie wahrnimmt, daß Fannchen von unten heraufsteigt. Es ist noch ein Stück Weges zu ihr, doch das tut nichts.

„Rasch, rasch, komm doch rasch dir etwas anzusehen." Sie läuft ihr entgegen, sie kommen zurück, und wie sie näher kommen, werden ihre Schritte rascher. Die Großmutter führt die neuen Gäste herein und zeigt ihnen das Kindchen.

Nachmittags kommt die Türe gar nicht in Ruhe. Der Lehmbruch ist verlassen, dafür aber ist das Stübchen mit Kindern voll. Jedes bemerkt an dem Kindchen etwas anderes Schönes: nur eines verdrießt sie, daß das Kleine beständig schlummert. Ja, sie möchten es doch gerne ein bißchen hin- und herhutschen.

Es ist ein Büblein. Aber das hat wirklich nichts zu sagen.

„Wir werden mit ihm spielen, nicht wahr Großmütterchen?"

„Ich werde ihm den Ball leihen und er wird herumkollern."

„Das werde ich auch tun — —"

„Und bis Mutti Kartoffelsterz backen wird, werde ich ihm davon geben."

„Ja, und Vater wird ihn mit dem Pferde mitnehmen."

„Schläft er noch immer Großmutter?"

„Ja, und sprecht nicht so laut und seid ein bißchen ruhig."

„Großmutter, und spricht er schon ein bißchen, wie unsere Manka?"

„Was fällt dir denn ein", lächelte die Alte, „er ist doch noch so winzig klein. Wir müssen es ihm doch erst lehren."

„Nun ja", klügelt Vlasta, „er ist beinahe wie unser Annerl, er spekuliert auch nach, natürlich."

„Und die Tante steht gar nicht auf", meint eines der Kinder, „ist sie denn krank?"

„Bist du aber dumm", meinte jetzt Vlasta drauf, „weißt du denn nicht, daß sich das Bübchen allein fürchten würde? Nicht wahr Großmütterchen? Es möchte schreien. Ich schlafe auch mit der Mutti, ich halte sie bei der Hand, so drücke ich die Hand an mich und fürchte mich dann nicht. So."

„Und ich auch."

„Unsere Mutti schläft mit der Standa. Ich mit dem Vater, das ist besser. Der spielt mit mir Pferdchen und wirft mich bis zur Decke hoch", erzählt jetzt Karli. „Das kann die Mutti nicht."

„Aber unser Vati kann das auch."

„Und meiner kann noch viel mehr."



Eine schöne Weihnachtssitte
die in den letzten Jahren immer mehr aufgekommen ist und überall mit großer Freude begrüßt wird: der Weihnachtsbaum auf dem Bahnhof.

Die Mutter des Kindchen ist über die unschuldige Reinheit der Kinder zu Tränen gerührt, ein leichtes Rot steigt ihr auf die bleichen Wangen und ihre matten Augen glänzen träumerisch vor sich hin.

Wie viele Male hat die Alte die Kinder schon aus der Stube gewiesen, aber die Mutter hält sie davon ab. Es erfüllt sie mit einem unaussprechlichen Glück, daß die Kinder ihr kleines Bübchen lieb haben.

Als sie endlich gehen, versprechen sie wieder: „Und morgen kommen wir es uns wieder ansehen."

Und jetzt fliegt die Kunde durch das ganze Dorf. Die Landstraße wird von dem Stampfen der Kinderfüße munter, nach rechts, nach links, über den Hang und bis zum Bache fliegt die Botschaft. In alle Hütten dringt die Verkündigung: heute ward ein Mensch geboren . . .

(Berechtigte Uebersetzung von J. Reismann.)

Eine Weihnachtsgeschichte . . .

Hallo . . . Herr Redakteur . . . ich habe eine wundervolle Idee für eine Weihnachtsgeschichte . . . spannend, wahr, selbst erlebt . . . hören Sie, bitte, einen Moment zu!

„Das gestörte Weihnachtsmahl!" könnte man diese hübsche Sache nennen, als Untertitel: eine Schreckensfahrt durch den Indischen Ozean . . . wie, bitte? — Indisch; nicht jüdisch. Also: ich fuhr von Batavia ab, in der Ladung verstaut. Wir hatten den Bauch voll Kopra . . den Schiffsbauch natürlich . . .

Ich war ganz frech an Bord gegangen, wollte man wieder heeme. Auf der Fallreep stand die Wache, aber die Wache nahm an, daß ich zur Kommission gehörte, die sich gerade an Bord begab . . . und die Kommission, der ich gefolgt war, glaubte, daß ich zur Mannschaft gehörte . . . ulkig, wie?

Am Laderaum waren noch zwei Bretter offen. Ich hockte mich ran. Ich hockte mich ran. Unten erhob sich ein bräunlich-weißer Berg: Kopra, Kopra . . . für Margarine, Seifen . . . Sie wissen ja Bescheid. In einm unbeobachteten Moment lag ich — wuppdich — unten auf den zerschnittenen Kokosnußschalen . . .

Bald wurden die Bretter eingesetzt, und es wurde dunkel — zappenduster, wie der Seemann sagt. Ich knabberte an meiner Schokolade, nahm einen Schluck aus der großen Flasche, die in meiner Hosentasche steckte, und — was sollte ich anders machen! — schlief, schlief, so viel ich schlafen konnte in dieser ewigen Nacht. Aber schließlich ging's nicht mehr. Und wie ich so lag und mir die Zeit auszurechnen versuchte, hörte ich etwas rascheln. Eine Maus! Maus?? In den Laderäumen gibt es Ratten, ellenlange Biester, frech und vollgefressen . . . Tatsächlich: das Vieh lief mir einmal über die Hand . . . dann spürte ich's an der Backe. Ich rollte auf den Schalen herum, tobte und schmiß Kopra um mich: die Ratte war einfach zudringlich. Sie langweilte sich wohl, wollte mit mir schmusen . . . hat man so was schon gehört?! . . .

Aber, zum Teufel, es wurde heißer und heißer. Ich legte ein Kleidungsstück nach dem anderen ab, machte einen Knäuel daraus, mich vage in der Dunkelheit orientierend, die mir jetzt schon vertraut war wie einem Kater. Schließlich zog ich mir das Hemd vom triefenden Leibe und breitete es neben mich hin. Kaum fühle ich mich einigermaßen trocken und behaglich, da krabbelt etwas an meinen ausgestreckten Beinen hinauf, krabbelt — knabbelt am Schenkel — nein, gleitet, glitscht, — etwas langes, Ekles! So lang ist keine Ratte. Wie, wenn das eine Schlange wäre?! Jetzt fühle ich das Schwanzende am Bein und einen Kopf am Bauch. Verflucht! Ich bin im Schiffsbruch zusammen mit einer Schlange eingesperrt, und das Luder ist womöglich noch giftig! . . .

Also — eine Kobra war mit in die Kopra geraten, die in Blechrinnen in den Schiffsrumpf geleitet wird. Ich stellte es mit Entsetzen fest: an den Bewegungen, an der Art . . . ich fühlte es, spürte es . . . da war kein Zweifel möglich.

Von da an blieb ich so ruhig wie ein aufgebahrter Heiliger liegen. Eine Kobra darf man um Gottes willen nicht reizen. Aber sie reizte mich, das Biest; sie wurde immer frecher und zudringlicher — sie langweilte sich. Ob Sie mir's nun glauben oder nicht: das Satanstier fing an, mit mir zu spielen. Es legte sich mir auf die Brust. Ich fühlte den Kopf des Ungeheuers an meinem Herzen . . . ach, großer Gott — und jetzt ein Biß . . .

Ich sprang in die Höhe, schrie wie ein Wahnsinniger, kletterte zu den Deckbrettern hinauf und schlug dagegen: Zu Hilfe . . . zu Hiiilfe!!!

Wie ein Hase schoß ich los, nachdem man mich herausgezogen hatte. „Doktor, Doktor!" rief ich und stürmte die Treppe zum Oberdeck hinauf. Dort saß unterm Sonnensegel eine große, feierliche Gesellschaft von Schiffsoffizieren und Passagieren. Der Tisch bog sich förmlich unter all den guten Sachen, die darauf standen, und ein künstliches, offenbar vom Schiffszimmermann fabriziertes Bäumchen zeigte den Anlaß; es war das Christmas dinner, zu dem man sich hier versammelt hatte, der berühmte Weihnachtsschmaus. Zum Teufel damit! Ich schrie nur immer: „Doktor, Doktor, eine Kobra hat mich gebissen . . ." Die Männer lachten; die Frauen kreischten wie verrückt. Ich war splitternackt. Wenn man Gift im Blute hat, macht man sich nichts daraus . . . „Zu Hilfe . . . zu Hiiilfe!!"

Jemand packte mich beim Genick und schleppte mich fort. Ich wurde zuerst untersucht, und dann verhauen. Gebissen war ich nicht. Man fand meine Kleider, aber keine Kobra auf der Kopra. Es war alles Einbildung gewesen Ich mußte Geschirr waschen, und in Suez kam ich ins Loch. Mit der Heimfahrt wurde es nichts . . . alles wegen so eines Rattenluders . . .

Wie? — Was??? — — „Quatsch", sagen Sie? — Herr Redakteur, legen Sie sich einmal nackt im Finstern auf einen Kopraberg, und lassen Sie sich eine glitschige, nasse Ratte auf ihrem Bauche herumkriechen . . . Ich schwöre Ihnen: Sie wüßten nicht, ob's eine Riesenschlange oder eine Weinbergschnecke wäre . . . es kann alles sein, was man sich vorstellt. Man denkt an irgendein Biest und spürt es schon, daß es dieses und kein andres ist . . . Wie meinen Sie — Ich soll Sie nicht länger aufhalten? — Schade, schade! Und ich brauchte so nötig das Honorar — oder wenigstens einen Vorschuß . . . Wie, bitte? — Wie??!! — Hallo! Hallo . . . Haaaaallooooo, oh! oh!

Heinrich Hemmer.

Rangierer P.

„Ist der 6081 schon 'rein?", fragt eine Stimme.

„Nein. Schnee. Kann noch 'ne Stunde dauern", antwortete eine andere.

Die Nacht war klar und kalt. Weiße Massen lagen auf Schuppen und Schienen. Einsam heben sich die schwarzen Schatten der Männer aus der Landschaft.

Das nächste Wort, das der Rangierer P. sprach, hörte niemand mehr. Er sprach es zu sich selbst, indem er sich zum Gehen wandte, während der Gefragte im Dunkel verschwand. Und ein anderer hätte dieses Wort auch nicht verstanden.

Der Rangierer P. sagte nämlich langsam und bedeutungsvoll dies: Der Mensch weiß nicht von des Menschen Not.

*

Er saß im Bremserhäuschen eines Güterwaggons. Er hielt die noch etwas warme Kanne mit Kaffee in den Händen. Er sah über das kleine Bahnhofsgebäude hinweg die Lichter der Stadt.

Der Weihnachtsschimmer der Fenster stieß ihn immer tiefer zurück in sich selbst.

Er hatte nicht in der Kantine scherzen oder Scherze anhören wollen an diesem Abend. Er wußte, dort war es warm, und hier hinein blies der Eiswind einer Nacht, deren Frost selbst den Schneesturm erstickt hatte. Er wußte, dort war Heiterkeit; das Fluchtziel derer, die sich immer zu helfen wissen. Warum denn weinen? Dienst ist Dienst! Die Bahn kennt keine Feiertage.

Er hatte nicht in die Kantine gehen wollen.

Er wäre gern in Gemeinschaft gewesen an diesem Abend. Das ist wahr. Er war aus dieser Gemeinschaft gerissen worden durch die Pflicht, die es zu erfüllen galt, wie ein unabänderliches Gesetz. Aber er hätte diese Gemeinschaft mit sich nehmen können und war doch nur mit seiner Einsamkit gegangen, weil irgend etwas ihn hinausgestoßen hatte auf das schwanke Meer der Allein-Gefühle.

Sie hatte es gar nicht gemerkt, ging es ihm durch den Kopf. Sie hat gedacht, ich gehe wie immer. Sie versteht es manchmal nicht, wie ich nach den Zeichen einer Wärme, eines sorgenden Gefühls verlange. Sie denkt doch nur an sich . . .

So viele Jahre sind wir nun zusammen. Eng beieinander. Und wissen nicht von unserer Not? Ich übertreibe gewiß. Es sind nur meine Gedanken voller Anspruch, denen sie nicht folgen kann. Sie möchte doch auch lieber, ich wäre daheim heute. Sicher! Ich weiß, ich bin ungerecht, aber ich fühle dennoch: ich bin allein.

Es ist kalt. Ich will die Tür schließen.

Jetzt ist sie wohl schon bei den Eltern. Vielleicht lacht sie über den Pelzkragen, den sie bekommen soll. An mich werden sie nicht denken. Haben wir alle eine so enge Wand um uns, wie die hier? Wir fliegen heute um die Welt und finden niemals auch nur den Nächsten?

Wie das wohl ist, hier fahren und fahren und fahren?

Vorne geht es geradeaus, immer weiter, immer weiter, und du sitzt in dem engen Häuschen, kannst nichts dazu tun, die Räder drehen sich und drehen sich, geht es zu einem Ziel, geht es in einen Abgrund, nur etwas bremsen kannst du, das ist alles, aber es ändert nichts.

Ist das das Leben? Und immer die Wände, immer?

Wieviele mag es geben, die draußen stehen jetzt, während die anderen feiern? Es muß ja sein und es ist ganz natürlich. Wissen die es aber in den Häusern? Nein, sie wissen es nicht.

Du hast deine Pension und brauchst dich nicht sorgen!

Sollte mal leben mit 180 Mark, wie unsereiner, mal neun, mal zehn, mal elf Stunden zwischen den Gleisen, drei Sonntage von vieren unterwegs, den Heiligen Abend auf den 6081 warten in dieser Schneewüste! Und jeder zweite oder dritte, den es auf der Bahn erwischt, ein Rangierer . . .

Es ist kalt. Die Tiere in den Ställen drängen sich enger zusammen. In einem Stall, sagen sie, wurde der Erlöser geboren. Der Erlöser. Bei den Tieren. Dort ist es warm. Die denken nicht soviel wie unsereiner. Sie brauchen keinen Erlöser. Und wir haben keinen. Und wir drängen uns nicht zusammen, nein, im Gegenteil.

Kann es nicht anders sein? Bin ich es ganz allein, der die Arme öffnet, mit soviel Sehnsucht? Alle Menschen werden Brüder . . . ist das ein Märchen, wie das vom Stalle zu Bethlehem?

Es ist so schwer! —

Ein Kind ward geboren

Von Eberhard Kuhlmann.

Am Tage von Maria Empfängnis geschah es, daß ein Mädchen namens Maria Michailicka, 23 Jahre alt, wegen versuchter Abtreibung der Leibesfrucht vom Amtsgericht in L. zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Beschämt und gedemütigt, weil ihre Sache gerade an diesem heiligen Tage zur Verhandlung kam, stand Maria Michailicka vor Gericht, blaß, verfallen, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie gestand mit leiser Stimme den sträflichen Versuch, stimmte dem Vorsitzenden, der in Einzelheiten wühlte, zu, ja, alles sei so gewesen, wie es die Zimmergenossin bei ihrer Anzeige ausgesagt habe: Vertrauen zuerst auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, von denen ein jedes hatte sicherer wirken sollen als das andere, dann aber, da nichts half und die Zeit hinging und die Verzweiflung, die Unruhe, die Angst immer ärger wurden, der letzte Versuch in jener Septembernacht, als sie allein lag in der Kammer. Näheres über diesen letzten Versuch konnte das Mädchen nichts angeben, die Erklärung, sie sei an dem bewußten Abend, ja, schon tagelang vorher wie von Sinnen gewesen, wurde ihr nicht geglaubt und ihr Schweigen als schlechter Wille ausgelegt. Einzig ihrer Schreie, ihrer wütenden Schmerzen erinnerte sie sich, und so sei es ja schließlich gekommen, man habe sie gehört, die Vermieterin wurde gerufen", der Arzt . . . „Ich fürchtete, meine Arbeitsstelle zu verlieren", sagte Maria Michailicka zum Schluß, bereits verängstigt und unsicher, denn jedes ihrer Worte war voll Hinterlist gedreht und gewendet, jede Aussage bezweifelt worden. Die Beratung war schnell beendet, das Urteil schnell gesprochen, wie ja überhaupt dieser ganze Fall viel zu belanglos, viel zu alltäglich war, um sich mit ihm — es schlug eben zwölf — eingehender zu befassen.

„Fabrikarbeiterin", sagte eine Stunde danach Schädler, der Vorsitzende, als er im Familienkreise, Suppe löffelnd, von der Verhandlung erzählte, „leichtsinnig, ausschweifend — mit einem Zimmermannsgesellen, der heute längst über alle Berge ist —", er blickte dabei seine drei Töchter der Reihe nach warnend an, seht ihr, so kommt es immer, wenn man sich mit Männern einläßt. Dann, sich dem Braten zuwendend, gab Schädler der Genugtuung Ausdruck, daß die Person nun gottlob ihr Kind austragen müsse, ja, ihre sträflichen Bemühungen seien so ungeschickt, geradezu tollpatschig gewesen, daß für die Leibesfrucht keinerlei Gefahr bestanden habe, nun sei sie, in ihrem Sinne, doppelt gestraft, eigentlich dreifach, da sie naturgemäß ihrer Arbeitsstätte verlustig ginge. Als Margot, die älteste Tochter mit erregter Stimme verlauten ließ, das Urteil sei grausam, sei unmenschlich gewesen, zuckte Schädler die Achseln, Gesetz sei Gesetz, man habe übrigens bei der Urteilsberatung dem vorgeschrittenen Zustande der Angeklagten vollauf Rechnung getragen, so daß sie nach Ablauf der verhältnismäßig kurzen Haft in voller Freiheit ihre Stunde erwarten könne; worauf Frau Schädler betrübt kopfnickend die Worte sprach: „Weihnachten im Gefängnis", und Schädler abermals die Achseln zuckte.

Schädlers zweite Tochter, Erna, achtzehnjährig, stand nach dem Essen am Fenster des Schlafzimmers, lautlos vor sich hinweinend; die Erzählungen des Vaters hatten sie bedrückt, fürchterlich gepeinigt und trostlos gemacht, sie hatte Mühe gehabt, nicht schon bei Tisch ihrer verzweifelten Stimmung nachzugeben. Nun fühlte sie sich elend zum Sterben und am Ende der Kräfte. Seit drei Monaten war sie schwanger. Ein Bankbeamter, der von ihr verehrt worden war, weil er im Charitas-Verein von Zeit zu Zeit selbstverfaßte lyrische Gedichte vortrug, hatte sie verführt, das Verhältnis währte kaum länger als acht Tage, dann wurde er, es war Anfang Oktober, plötzlich in eine auswärtige Filiale versetzt, ließ nichts mehr von sich hören. Gewiß, ein ganz alltäglicher, belangloser Fall folgenschwerer Verführung, deren Leidträgerinnen oft ärmere hilflosere Wesen sind als Erna Schädler, aber, und das ist es, sie war die Tochter eines Gerichtsrats, eines Mannes, der seinen Paragraphen verfallen war, eines Vaters, der vor dem Gesetze die Tochter verleugnen würde, von ihm war kein Verstnädnis zu erwarten, und dann, wer durfte es wagen, die Weihnachtsstimmung des Hauses zu trüben, gar den Heiligen Abend, die Feiertage durch eine Katastrophe zu stören, jene seltene Festzeit im Jahr, da der Vater sich der Familie so ganz und gar widmete, mit ihr feierte und Lieder sang und fröhliche Spiele veranstaltete und kurz vor Neujahr mit allen hinauf ins Riesengebirge zog, wo sie den Silvesterabend verbrachten, Jahr für Jahr, und nachts unter seiner Leitung vor der Tür der verschneiten Baude „Des Jahres letzte Stunde" gemeinsam sangen . . .

Erna, hoffnungsloser als je, sah vom Fenster auf den kahlen Platz, fand alles grau, nüchtern, kümmerlich, die Tannenbäume, die zum Verkauf hingestellt waren, die Weihnachtsbuden, gefüllt mit widerlich-süßlichem Zuckerzeug, mit ärmlichem billigen Flitterschmuck, Glaskugeln und Wachsengeln Sie sah die Freundin, die sie erwartete. Dieser Freundin, Mitschülerin, gleichaltrig, aber keck und erfahrener in Liebesdingen, hatte sie sich anvertraut, mit ihrer Hilfe sollte an diesem Nachmittag ein entscheidender Schritt unternommen werden. Livia, die Freundin, hatte nichts wissen wollen von jenen unzulänglichen Mitteln, die sich die Schülerinnen geheimnisvoll gegenseitig anzupreisen pflegten, sinnlose Versuche, die auch Erna, wie sie gestand, schon unternommen hatte, Trinken stark gewürzten Rotweins, Auf- und Abspringen von Straßenbahnen, akrobatische Uebungen und dergleichen mehr.

„Alles in Butter", sagte Livia und bemühte sich, siegesgewiß zu lachen, als Erna totenbleich mit roten Augen aus dem Hause kam, „ich habe die Adresse, sei vernünftig, nimm dich zusammen." Erna hing am Arm der Freundin, ließ sich führen, teilnahmslos, wie ein betäubtes Tier. Livia plapperte, um sie abzulenken, irgend etwas von Weihnachtsgeschenken, heimlichen Arbeiten für die Eltern, ein Kissen für die Mutter, eine Stoffpuppe für die kleine Schwester, die große Freude bereiten wird. Siehe, ich verkündige euch große Freude, mußte Erna denken und hörte des Vaters singende Stimme, wenn er diesen Spruch der Weihnachtsgeschichte am Heiligen Abend vorlas; mein Gott, wie unsinnig, ein Hohn, Fest der Freude, Friede auf Erden, Lichterglanz — was wird aus mir, Verbrecherin, der Paragraph, der Weg zum Schafott, zum Gefängnis — wohin führst du mich. Die Vision eines Messers, rostiger Geräte, die drohend auf sie niedersausen, Blut. Es war ihr unmöglich, weiterzugehen, die Beine versagten, Schwäche in den Knien, Livia mußte sie stützen. „Komm", sagte Livia ängstlich, „noch ein paar Schritte, gleich sind wir da, nur nicht hier auf der Straße . . ." Sie waren in eine Gasse eingebogen und gingen jetzt durch einen Torbogen über einen holprigen, verschmutzten Hof. Junge Burschen standen herum, Kinder, an den Fenstern neugierige Weiber. Erna schloß die Augen; sie sehen es mir an, wissen Bescheid, alle blicken auf mich — das ist kein Hof, das ist ein Gerichtssaal, sie klagen mich an, verurteilen mich. Und wieder des Vaters Stimme? Verurteilt zu sechs Wochen Gefängnis! Fast gewaltsam zog Livia sie eine Treppe empor, eine endlose knarrende dunkle Treppe mit einem wackligen Eisengeländer, empor an undurchsichtig-gelben Fenstern, an Stockwerken mit geheimnisvollen Türen, aus denen man Stimmen, schlurfende Schritte, Gebell, Musik vernahm, aus denen Gerüche und Dämpfe quollen, widerlich stinkende, wie aus tausend Hexenküchen. Erna zögerte. Wie hoch hinauf ging das? Wohin? Schweißströme rannen über ihren Körper, nichts stand fest vor ihren Augen, Treppenstufen, Gitterstäbe schienen zu schwanken, morsch zu brechen, sie suchte Halt — da wurde von oben her ein Schrei hörbar, schrill wie ein Sirenenpfiff, erschreckend, beängstigend, nur eines Kindes Schrei, aber in das Mädchen drang er wie ein Warnungssignal, sie gewann neue Kräfte, wandte sich, riß sich von der Freundin los, die Treppen hinab, durch all die Gerüche, den Schmutz, die Finsternis hindurch ins Freie, in reine klare Luft, und trotz allem nach Hause, nach Hause!

„Mach, daß du zum Fest wieder wohlauf bist", sagte Schädler zu seiner Tochter Erna, die seit Tagen krank im Bett lag; Fieber, Angstzustände, Abneigung gegen Medikamente, Arzt und sonstigen Hilfen, nur Alleinsein! Sie lächelte müde, „ich werde mir Mühe geben". Nach acht Tagen kam die Freundin, zum erstenmal seit jenem Nachmittag, trat ans Bett zu der Kranken. Die aber empfing sie schweigend, mit bösen Augen. Was sie tun wolle, fragte Livia. Erna wandte sich ab. Livia setzte sich auf den Bettrand, ergriff ihre Hände, fast flehend: nur jetzt nicht den Kopf verlieren, noch sei Zeit, ein Eingriff ungefährlich, tausend Frauen, tausend Mädchen hätten das zu überstehen, sie sollte sich's überlegen, an Weihnachten denken, an die Eltern . . . Die Kranke schüttelte den Kopf. Livia rang die Hände, „du bist von Sinnen". Die Tränen waren ihr nahe. Ich bin von Sinnen, dachte Erna, soweit ist es schon, die Fabrikarbeiterin, die Verbrecherin, von der Vater erzählt hat, will es auch gewesen sein — ich bin von Sinnen, wiederholte sie sich und empfand ein seltsam befreiendes Lustgefühl.

An diesem Abend, während draußen der erste Schnee fiel und nebenan die Schwestern weihnachtliche Lieder sangen, offenbarte Erna der Mutter ihren Zustand. Die Stimmung hatte sie überwältigt, die Einsamkeit, sie konnte ihr Geheimnis nicht länger allein tragen. Im Bett kniend preßte sie sich an die Mutter, weinte, stammelte, gab alles preis. Dann sank sie befreit zurück, alles schien von ihr genommen . . . Alles schien der Mutter aufgebürdet, die überrannt von tausendfältigen Empfindungen, Fassungslosigkeit, Entsetzen, Schmerz und Mitleid, minutenlang dastand, die Hände auf den Mund gepreßt, unfähig sich zu rühren. „Schöne Festüberraschung", sagte Schädler, als er von der Frau die Neuigkeit zu hören bekam, bewegte hilflos die Hände, was ist zu machen, die Weihnachtsstimmung war in Gefahr. Ging hinein zu der Tochter, strich ihr zärtlich über die Haare, die Arme und Hände, eine Geste, die der Frau wie ein Wunder erschien. Nein, er tobte nicht, verfluchte nicht. Nach langer nächtlicher Beratung kam es zum Entschluß, die Sache aus der Welt zu schaffen, baldigst. Ehre der Familie, Ansehen und Ruf seines Namens, seines Amtes standen auf dem Spiel. Er verfügte die Aufnahme der Tochter in eine Privatklinik, noch in derselben Nacht; aus er hatte seine Adressen. Nach vierundzwanzig Stunden war alles vorüber. Schmerzlos und kunstvoll hatte der geübte Arzt die Operation vollzogen, nun lag das Mädchen in einem hellen sauberen Zimmer, erlöst und glücklich, und Tannenzweige verbreiteten den wunderbaren Duft der Weihnachtszeit.

Und es geschah, daß fast zur gleichen Stunde die verurteilte Fabrikarbeiterin Maria Michailicka das Gesetz erfüllte und in ihrer Zelle zu unerwarteter Zeit einem Knaben das Leben gab.

Weihnacht

Von Josef Hofbauer.

Wunder von Bethlehem! Ach, wie viel tausendmal
Blühst du allstündlich aus bitterster Weibesqual!
Stuben der Armut, Heime des Leides in aller Welt —
Immer wieder werden sie holdesten Wunders Zelt:
Leben entspringt aus wundwehem Mutterschoß,
Menschensohn ringt sich aus Leide zum Leiden los,
Menschentochter in Stund der Geburt erwirbt
Kraft zu leidstarkem Leben, daß immer das Leben stirbt.
Stern gütiger Liebe in vieltausend Herzen blinkt,
Glüht im Herz jeder Mutter, die schmerzfroh aufs Lage sinkt.
Malt glückhafter Hoffnung Bilder: daß ihrem Kind
Weniger hart und rauh die Pfade des Lebens sind . . .
Aber den Kindern der Armut nie anderes Los geschah,
Als daß ihr Weg sie führt nach Golgatha.
Stunde des Wunders öffnet die Pforte zum Wundenweg —
Leid zu Leid und Schmerz zu Schmerz gezimmert zum Ste-!
Heime der Armut, allmenschlichsten Wunders Zelt!
Wenn einer neuer Stern euch in Werdenächten erhellt?
Wenn nicht Hoffnungen nur, auch Trotz und Wille aufglühn?
Nicht Liebe nur lächelt, auch Kräfte der Zukunft erblühn?
Geheiligt die Stunde, geweiht jede Nacht,
Da in Millionen Hütten Erlöser erwacht!

„Stille Nacht, heilige Nacht"

In Hallein bei Salzburg findet alljährlich am Grabe des Komponisten Franz Xaver Gruber, der das in der ganzen Welt gesungene Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" geschaffen hat, eine Gedenkfeier statt. — Der Lautensänger auf dem Bilde ist ein Enkel des Komponisten.

Weihnachten hinter Gittern

„Jetzt werden überall die Weihnachtsbäume angezündet", denkt der Gefangene. „Alle haben eine Weihnachten. Nur ich nicht. Alle sitzen daheim — und wissen gar nicht, was das bedeutet, daheim zu sein".

„Selbst der Arbeitslose hat ein Weihnachten", denkt der Gefangene. „Er darf mit der Arbeitslosen-Unterstützung, Gewerkschafts-Unterstützung, Weihnachtsbeihilfe tun, was er will. Er darf denen was schenken, die er lieb hat. Und wenn es eine Kleinigkeit ist. Alle haben ein Weihnachten. Alle bekommen Geschenke. Alle dürfen etwas schenken. Nur ich nicht. Nur ich nicht . . ."

So denkt der Gefangene. So denken die vielen Hunderttausende von Gefangenen am Weihnachtsabend in allen Ländern der Erde, wo Weihnachten gefeiert wird.

Für den Gefangenen ist der 24. Dezember ein Tag wie jeder andere. Nein, doch nicht wie jeder andere. Ein paar nicht alltägliche Dinge tragen sich zu.

Vormittags revidiert der Gefängnisvorsteher sämtliche Zellen, ob die Insassen für das Weihnachtsfest alles blank gewienert haben. Wenn auf dem Fußboden oder auf dem Ofen ein Stäubchen ist, wenn auf dem Waschbecken beim Putzen ein Fleckchen zurückgeblieben ist — wehe dem Gefangenen! Er wird unbarmherzig aufgeschrieben und erhält wegen „Verstoß gegen die Hausordnung", je nach der „Schwere" des Falles, je nach „Rückfälligkeit" usw. einen Verweis, eine Warnung, ein Vergünstigungsverbot, zum Beispiel das Verbot, den nach sechs Wochen fä,igen Brief an die Angehörigen schreiben zu dürfen, oder Arrest. Immer aber einn ungünstigen Vermerk in den Personalakten, der jede Begnadigung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich macht.

Am Nachmittag wird den Gefangenen eröffnet: Wegen der in diesen Monat fallenden zwei arbeitsfreien Feiertage werde ihr Monatsverdienst niedriger sein, als sonst. Da sie nie mehr als die Hälfte des Verdienstes zum Ankauf von Zusatznahrungsmitteln verwenden dürfen, möchten sie sich darauf einrichten, für den Monat Januar eben weniger „Verschreibung" (Zusatznahrungsmittel) zu bestellen.

„Das hat man nun davon", denkt der Gefangene. „Zu Weihnachten bekommt man nichts und im Monat darauf muß man noch hundemäßiger leben als vorher. Ich kann mir nur ein halbes Pfund Butter und ein halbes Pfund Margarine bestellen. Das soll nun für einen Monat vorhalten! Auf die übrigen drei Heringe muß ich halt verzichten."

Von einer wohltätigen Vereinigung sind für den „bunten Teller" der Gefangenen drei Pfund Sahnebonbons und drei Pfund Kokosflocken gespendet worden. Sie werden mit der Abendmahlzeit verteilt. Somit wird jeder Gefangene am Heiligen Weihnachtsabend begabt: mit einer Schale voll wässrigem Kakaogebräu, einem Stück Brot (sogar mit Margarine drauf!), einem Sahnebonbon, einer Kokosflocke. Zelle zugeriegelt. Weihnachtsbescherung aus.

Am nächsten Morgen trägt der Inspektor ins Anstaltsbuch ein: „Die Zahl der Selbstmordversuche, die sich regelmäßig in der Weihnachtsnacht zu ereignen pflegen, scheint im Abflauen begriffen. Letzte Nacht haben nur zwei Gefangene . . ." Dann geht er zum Gottesdienst.

Der Pfarrer predigt zunächst über das aktuelle Thema: „Friede auf Erden". Zwei Wachtbeamte mit Revolver und Säbel passen auf, daß keiner der Gefangenen Anlaß zum Unfrieden gibt. Der Anstaltspfarrer vergißt nicht, zu erwähnen, daß von dem Gottessohn das Wort stammt: „Ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt mich besucht".

„Leider", denken etliche hundert zuhörende Gefangene. „Leider steht am Gefängniseingang eine Tafel mit Inschrift: Gefangenenbesuche sind nur alle drei Monate zulässig."

Am Nachmittag bewirkt die Langeweile und der Witterungsumschlag Affektexplosionen. Alle sensibleren Gefangenen beginnen zu „toben". Die einen schreien, die anderen machen einen — hysterischen oder ruhig entschlossenen Selbstmordversuch, wieder andere verbarrikadieren die Tür, rütteln an den Gittern, wüten gegen das Zellenmobiliar.

Der Vorsteher hat schon im Vorabend, in weiser Voraussicht und nach einem Blick auf das Barometer, für den kommenden Tag das gesamte Anstaltspersonal zum Dienst beordert. Ueber den „durch die verfluchten Kittchenbrüder versauten Feiertag" sind die Bamten so erbost, daß sie am liebsten selber „toben" möchten.

Die moderne Psychologie hat Lehrsysteme darüber aufgestellt, wie die Haftpsychose der sensiblen Gefangenen, die auf jede Luftdruckänderung mit Stimmungsänderung reagieren, zu heilen ist — ohne besondere Kosten, ohne Heilmittel, ohne medizinische Geräte, einfach durch Bewußtmachung und Beseitigung der Krankheitsursachen.

Der deutsche Strafvollzug hat indes seine eigene pädagogische Methode: Jeder „Tobende" wird von zwei Beamten aus der Wohnzelle in die Arrestzelle geschleppt, angekettet. Da kann er „weitertoben". Der Vorsteher teilt mit vollen Händen Hausstrafen aus: drei bis vier Wochen Arrest mit den verschiedensten Schärfungen: Entziehung der Arbeit, des Nachtlagers, der Bewegung im Freien, der warmen Morgen-, Mittag- und Abendkost, Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot, Entziehung der hausordnungsmäßigen Vergünstigungen, Entziehung der Beleuchtung, der Erlaubnis, die Bücherei zu benutzen, Entziehung . . . Entziehung . . . Entziehung . . .

Entziehung, aber nicht Erziehung.

Das ist der Gefangenen Weihnachtsfeier.

Weihnachten unter Palmen

Von Hans Wesemann.

Den ganzen Tag haben wir auf der Roca Dornen gejätet. Halb verkohlte Baumstämme liegen in der heißen Asche. Ein unerträglicher Gestank von Rauch und Verwesung liegt in der Luft. Fliegenschwärme kreisen über der Brandstätte. Und das feine Singen der Moskitos ist die unaufhörliche Begleitmelodie dieses schweren Arbeitstages unter der mörderischen brasilianischen Sonne, der niemand entgehen kann. Am Nachmittag passiert ein Unglück. Willi wälzt einen Baumklotz um und wird dabei von einem Skorpion in die Hand gebissen. Wir brennen die Wunde zwar gleich aus und geben ihm reichlich Zuckerrohrschnaps zu trinken. Aber der Arm schwillt bald an. Willi bekommt Schüttelfrost. Der Herzschlag setzt aus. Wir legen ihn in den Schatten und decken ihn zu. Dann setze ich mich in Trab nach der nächsten Caboclohütte, um Hilfe herbeizuholen. Beißender Qualm zieht durch die rissigen Wände einer erbärmlichen Schilfhütte. Vor der Tür wälzen sich zwei räudige Köter im Staub. Eine alte Indianerin rührt eine übelriechende Brühe über dem Herdfeuer zusammen. Gibt mir kaum Antwort. In der Ecke hocken zerlumpte Kinder, alle mit jenen gelblichen Gesichtern, die das Erbteil dieser malariaverseuchten Rasse sind. Vergebens machte ich der Alten in meinem besten Portugiesisch klar, worum es sich handelt. Erst als ich ihr einen Milreis vor die Nase halte, wird sie lebendig. Sie holt Kräuter und Zweige aus einem Reisighaufen, stopfte alles in einen Sack und humpelte dann mit mir los. Sie ächzte und hustet, spuckt unermüdlich, raucht aber mit größtem Vergnügen ihre Kalkpfeife. Die Sonne brennt. Die Moskitos stechen. In den Spitzen der Akazien hocken verlauste Aasgeier und warten auf den fälligen Braten. Und ich verfluche innerlich das ganze Brasilien, dieses gefährliche Land, dessen Sonne einem das Herz aus dem Leibe brennt und die Augen blind macht für alles andere in der Welt.

Willi fantasiert schon. Aber die Alte flößt ihm einen dunklen Trank ein und umwickelt den geschwollenen Arm mit einem breiartigen Gemisch von zerkauten Kräutern. Und richtig. Bald bricht ihm der Schweiß am ganzen Leibe aus. Er fällt in tiefen Schlaf. Wir wissen, daß er jetzt gerettet ist.

Nachher sitzen wir alle um ein kleines Feuer. Der Mate kreist. Keiner sagt ein Wort. Noch steht die Sonne hoch am Himmel. Aber es ist schon spät. Gleich wird sie untergehen und dann kommt die Nacht mit ihrem großen Schweigen, das alte Erinnerungen und die Sehnsucht nach dem fernen, alten Deutschland weckt.

Plötzlich sagt er: „Kinder, wißt Ihr, was heute für ein Tag ist!“ Keiner antwortet ihm. Wozu auch, wir sind gar nicht neugierig. Doch er läßt nicht locker. „Heute ist Weihnachten, das muß gefeiert werden“. Jetzt heben wir alle die Köpfe. Der Gedanke an Weihnachten interessiert uns doch. Schließlich meint Adolf — er ist der Jüngste von uns und deshalb noch reichlich optimistisch — „Kinder, wir wollen gemütlich Weihnachten feiern mit Tannenbaum und Lichtern. Und natürlich auch mit Kuchen und einer Weihnachtsgans.“ Er verliert sich in ausschweifende Träume über die kulinarischen Herrlichkeiten, die auf der Weihnachtstafel seiner gutessenden Hamburger Heimat zu stehen pflegen.

Ernst übernimmt die Organisation dieser Weihnachtsfeier. „Du, Adolf, gehst an den Fluß und fängst Fische. Laß Dich aber nicht von den Alligatoren schnappen. Ich gehe auf die Jagd und Du“ — diese Aufforderung gilt mir — „bleibst hier bei Willi, kochst Kaffee, besorgst einen Tannenbaum und deckst den Tisch.“

„Soll ich den Damast und das alte Silber auch nehmen“, frage ich freundlich, bekomme aber nur ein liebreiches „Alter Dussel“ an den Kopf geworfen. Die beiden ziehen ab. Ich decke Willi mit dem Moskitonetz zu. Dann hole ich ein paar alte Margarinekisten und baue aus ihnen einen kunstgerechten Weihnachtstisch. Als Tischdecke dient ein großes, rotkariertes Taschentuch, das Ernst im Rotterdamer Seemannsheim einmal billig erstanden hat und auf das er ungeheuer stolz ist. Auch unsere einzig heile Tasse kommt auf den Ehrenplatz. Dazu unsere Blechteller, zwei abgebrochene Gabeln, ein schartiges Messer. In die Mitte als Tafelaufsatz kommt unsere alte Petroleumlampe. Dann lege ich noch die gelben Blüten des Tulpenbaums als Tafelschmuck daneben. Direkt nett sieht der Weihnachtstisch jetzt aus — in Berlin würde er einen expressionistischen Preis bekommen. Auch einen Tannenbaum finde ich: eine kleine Akazie wird gefällt, ihrer schärfsten Dornen beraubt und mit einem gelben Zigarettenband, das bislang als Schnürband diente, stimmungsvoll geschmückt. Wir haben nur noch eine einzige Kerze. Die kommt oben auf die Spitze. Das wird direkt 'ne Sensation, wenn die nachher brennt.

Nach einer Stunde kommen Ernst und Adolf von der Jagd zurück. Adolf hat in einer Reuse zwei karpfenähnliche dicke Fische gefangen. Während Ernst mit gut gespielter Gleichgültigkeit eine mächtige Trappe auf den Boden wirft. „Der schmeckt wie 'n Fasan, am besten mit Weinkraut“, erzählt er mir, gerade so, als ob wir bei Kempinski säßen. Und dann geht es an die Zubereitung des Festmahls. Die Fische werden geschuppt und ausgenommen mit Kräutern gefüllt. Dann spießen wir sie an Holzstäbchen auf und rösten sie über einem schwachen Feuer. Die Trappe beritet Ernst selber. Nur das Rupfen hat er mir gnädigst überlassen. Dann hole ich noch einen Büschel wilde Bananen und frisches Zuckerrohr. Auch der letzte Rest unseres Kaffees wird aufgebrüht: Es ist nur einmal Weihnachten im Jahr.

Das Essen war gut und reichlich, nur schmeckte die Trappe nach Knoblauch und die Fische nach Tran. Auch hatte Adolf aus Versehen etwas Petroleum in den Kaffee geschüttet, der dadurch einen besonders pikanten Geschmack bekam. Als wir jedenfalls auch Willi eine Tasse Mokka einlöffelten, wurde er überraschend munter und protestierte mit beträchtlicher Energie gegen das „Deubelszeug“. Aber Adolf versöhnt alle durch einen Solovortrag von „O, Tannenbaum“ auf seiner Mundharmonika. Gereizt durch unseren Beifall gab er dann noch „Stille Nacht, heilige Nacht“ zum Besten. Wir sangen alle mit. Selbst Willi summte leise das altvertraute Lied. Die einsame Kerze auf unserm Baum brannte langsam nieder. Nur manchmal zuckte die kleine goldene Flamme, wenn ein großer Taumelkäfer oder eine jener grün-giftigen Eidechsen in ihr Licht stieß. Der ferne dunkle Himmel mit einem unerhörten Gefunkel seiner unzähligen Sterne hing wie in ungeheurer Theaterhorizont mit Bühnenlichtern über uns. Dunkel und schweigend stand der Wald: „A grande calma do Brasil — die große Stille Brasiliens“, sagte Ernst mehr zu sich als zu uns andern. Das Gespräch stockte. Wir dachten alle an dasselbe: An Jugendglück, an ein Weihnachten mit Eis und Schnee und Kinderjubel und reich geschmückte Gabentische — wie unwiderbringlich das alles jetzt dahin war. Und dabei hatten wir nicht einmal ein Glas Bier, um einen kräftigen Erinnerungsschluck zu tun. Das war das Allerschlimmste.

Wir wollten uns gerade in unsere Hütte zurückziehen, da hören wir in der Dunkelheit jemanden nicht schön, aber laut: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ singen. Im ersten Augenblick denken wir an eine Halluzination. Aber dann hören wir den Gesang ganz deutlich. Und gleich darauf tauchen an der Wegkreuzung Fackeln aus der Nacht hervor. Wir brüllen im Chor: „Hallo, Landsmann“. Ein lautes Echo und einen Augenblick später schütteln wir die Hände mit ein paar großer, blonden Männern, die unverkennbar Landsleute und sogar aus der engeren Heimat sind. Es waren Kolonisten aus Curityba, die neue Ländereien im Busch gekauft hatten und jetzt auf dem Heimwege waren, um Weihnachten noch zu Hause zu feiern. Als sie sahen, in welch trübseliger Verfassung wir da saßen, nahmen sie uns einfach alle mit. Es ging ganz gut. Wir saßen eben immer zu zweien auf einem Maultier. Willi aber nahm ein hünenhafter Farmer einfach vor sich aufs Pferd. So ritten wir singend und rauchend durch die Tropennacht, bis wir an einer großen Pflanzung landeten, wo Hundegebell und fröhliches Lachen die Nähe von Menschen verkündete. Dann saßen wir noch lange auf der Veranda, tranken Punsch und rauchten köstliche Brasilzigarren. Die Hausfrau aber setzte sich ans Klavier und spielte ganz leise und verhalten noch einmal die alten Weihnachtslieder für uns alle. Adolf brach als erster das Schweigen: „Nächste Weihnachten feiern Sie alle bei mir, das wird noch viel schöner“. Der Hausherr dankte für die freundliche Einladung. Aber dann mußten wir Adolf leider zu Bett bringen, er hatte nämlich noch mehr getrunken als wir. Noch im Bett sang er „O, Tannenbaum“. Dann entschlief er endlich „selig lächelnd wie ein satter Säugling“, wie Ernst bemerkte, der gerne mit seiner klassischen Bildung kokettierte.



Weihnachtsstimmung in den Bergen

Die stille Nacht

Von Hans Fischer.

In der guten Gesellschaft Neuyorks galt Bill Cramp als unmöglicher Mensch. Die Tatsache, daß er überhaupt in der guten Gesellschaft verkehren durfte, verdankte er nur dem Umstand, daß sein Vater ein hochachtbarer Mann war, der mit gangbaren Wollsocken handelte und sich damit ein ansehnliches Vermögen, ein kleines Landhaus, ein Auto, einen Radioapparat und eine treue Gattin erworben hatte.

Aber Bill Cramp selbst war fraglos aus der Art geschlagen. Er hatte immer dumme Späße im Sinn, die feinen Leuten auf die Nerven gingen, und ließ jede Spur jener niederen, rechtlichen Gesinnung vermissen, die den jungen Amerikaner so ziert. Er hatte noch keinen einzigen Neger erlegt und war nicht einmal sichtlich über das sprichwörtlich gute Herz des alten Mr. Rockefeller ergriffen, der doch jeden Sonntag vor der Kirchtür Cents an die Armen verteilt. Man sieht daraus, daß Bill Cramp wirklich ein durchaus unmöglicher Mensch war.

Manchmal hatte er komische Einfälle.

Zum Beispiel den, mit ein paar Freunden aus der aller-, allerfeinsten Gesellschaft eine verdammt neue „Weihnachtspartie“ über Land zu veranstalten. Er kannte irgendwo — nicht allzuweit von Neuyork — ein riesig nettes, kleines Häuschen, in dem man, so recht unter sich, ganz originell den Heiligen Abend feiern könnte.

Junge Amerikaner aus reichen Familien sind immer sehr blasiert. Und das mit Recht. Die meisten von ihnen haben schon mit einem Ozeanflieger geschmuggelten Whisky getrunken, Greta Garbo persönlich im Badetrikot gesehen, einer elektrischen Hinrichtung beigewohnt und dem Boxchampion die Hand geschüttelt. Was also sollten sie noch Merkwürdiges erleben? — Aber als Bill Cramp schließlich sagte, man solle keine Damen mitnehmen, denn dort in dem Häuschen gäbe es verdammt interessante Mädel, war der Fall entschieden. Eine Weihnachtsfeier in einem entlegenen Häuschen, in dem es verdammt interessante Mädel gab, reizt sogar reiche amerikanische Boys, die Greta Garbo persönlich im Badetrikot gesehen haben . . .

*

Das Weihnachtsfest gehört — wie allgemein bekannt — zu den sogenannten „trauten“ Festen. Seine wesentlichsten Bestandteile sind ein prassender Ofen, stilles Glück, glänzende Augen, gerötete Wangen, gut gespielte Erwartung und gut maskierte Enttäuschung. In all dem unterscheidet es sich in nichts von dem trauten Hochzeitsfest.

Man kann es also Bill Cramps Freunden, die er in sein Auto verstaut hatte, nicht verargen, daß sie verdrießlich waren, als Bill plötzlich auf freiem Felde — ganz nahe dem Schienenstrang der Eisenbahn — anhielt und erklärte, es müsse an dem Motor was nicht in Ordnung sein, er könne nicht weiterfahren. Nichts auf der Welt ist so schwer, wie am Abend des 24. Dezember, bei acht Grad Kälte, an einem Bahndamm „traut“ zu sein. Ein paar hundert Schritte weiter westwärts stand auf einem Nebengleise ein ausrangierter Güterwagen. Das erwartete Weihnachtsfest in dem ulkigen Landhaus mit den interessanten Mädels war ohnehin schon verdorben; vielleicht gab es in dem Waggon wenigstens Unterschlupf für die Nacht. Bill Cramp machte den Vorschlag, und die andern stimmten verdrossen zu.

Sonderbarerweise war in dem Waggon Licht. Räuber oder Alkoholschmuggler oder vielleicht nur harmlose „Tramps?“ Alles war besser, als auf dem Bahndamm zu erfrieren. Bill Cramp voran, stiegen sie alle in den Wagen.

Auf dem Bremstisch brannte eine Krze. Rings an den Wänden lagen zwei Dutzend Menschen, eingehüllt in zerfetzte Leinwandplachen. Männer? Frauen? Alte? Junge? Man konnte es kaum unterscheiden. Die Leute kümmerten sich wenig um Bill Cramp und seine Freunde. Manche brummten was vor sich hin, manche zogen sich die Fetzen höher über den Kopf. Dann war es ziemlich still. Jetzt konnte man, wenn man scharf hinsah, einige Einzelheiten unterscheiden. An den Wänden lagen wohl ein halbes Dutzend alte Männer mit gelbweißen Haaren; die andern Leute schienen jünger zu sein. Auch Frauen waren unter ihnen, vielleicht sogar junge Mädchen. Allen sah der Hunger und die Kälte aus den Augen, und bei hungrigen, frierenden Menschen kann man das Alter nicht leicht schätzen. Nach einer Zeit sagte irgendwo eine heisere Stimme:

„Verdammt, heut' ist Weihnachten!“

Und dann lachte die heisere Stimme, daß es einem durch Mark und Bein ging, als sei es noch kälter geworden. Eine andre Stimme sagte: „Ja“, und eine junge Frau erhob sich vom Boden und räusperte sich bloß, als ob sie was sagen wollte. Aber sie sagte nichts. Während die sich aufrichtete, sah man, daß sie schwanger war. Ein Wind blies die Kerze aus, und jetzt sah man die Leute nicht mehr, man hörte bloß die Stimmen. Müde, erkältete, hoffnungslose Stimmen.

„Seit wann bist du draußen, Jeff?“

„Hol's der Teufel, schon die dritte Woche. Haben in Wingtown eben die Hälfte der Arbeiter entlassen. Krise sagen sie. Weit und breit keine Arbeit zu finden. Vorige Woche haben sie mich und Mary aus der Wohnung 'rausgeschmissen. Verfluchte Kälte jetzt für Obdachlose, draußen im Freien. Hat uns einer auf der Straße gesagt, daß die Arbeitslosen hier 'nen alten Waggon entdeckt haben, und so sind wir hergekommen. Ich und Mary und das dritte, das sie noch im Leibe hat.“

Irgend woher klang's, als schluchzte eine Frau. Aber das konnte auch eine Täuschung sein.

Dann murrte eine andre Stimme:

„Halt's Maul, mit eurem Gejammer. Grünzeug. Keiner von uns hat's besser. Wir warten schon bald 'n Jahr lang auf irgendeine verdammte Arbeit, die ein paar Dollar bringt. Und immer wieder ist's nichts damit. Verkommt erst mal, wie wir andern ein paar Monate im Dreck dieses verfluchten Wagens, und dann redet was. Und hört auf mit der verdammt sentimentalen Weihnachtsstimmung. Weihnachten ist für Leute, die Dollars haben. Für uns ist Wirtschaftskrise. Das ganze Jahr, nicht bloß den einen Abend. So, jetzt haltet das Maul, und laßt mich schlafen. Und du da drüben, mit dem Kinde im Leib, deck dich anständig mit deinem Fetzen zu, sonst erfriert dir der Wurm, bevor er noch auf die Welt gekommen ist, um arbeitslos zu werden. Man kann in der heiligen Nacht grad so gut erfrieren wie in einer andern.“

Wieder klang etwas wie Frauenschluchzen durch den naßkalten Wagen. Und diesmal war es wohl keine Täuschung...

Dann blieb es ruhig.

*

Um drei Uhr früh fuhr ein elegantes Automobil durch Neuyork. Die fünf jungen Herren, die darin saßen, sprachen kein Wort miteinander. Sie sprachen auch nicht mit Bill Cramp, der am Volant des Wagens saß. Der neueste „Spaß“ Bills war auch wirklich gar zu arg gewesen. Bill war natürlich mit seinem Wagen gestern gar nicht stecken geblieben. Der alte Waggon war das seltsame, entlegene Häuschen mit den „interessanten Mädeln“ gewesen.

Bill Cramp war eben ein ganz unmöglicher Mensch.

Weg im Schnee

Von Paul Behlau.

Die Sonne war schon weg, aber über der flachen Schneelandschaft spielte noch ihr letzter rötlicher Widerschein. Schnurgerade zog sich die Straße hin, ansteigend zu einer querlaufenden Höhe. Aus eisigen Weiten strich der Ostwind. Die Telegraphenphähle sangen laut und tief.

Zwei Landstreicher gingen nach Norden, alt der eine, Mitte dreißig der andere, beide in Lumpen. Den Kopf in den hochgeschlagenen Kragen zurückgezogen, die rechte Schulter etwas vorgeneigt, so stapften sie dahin.

Auf der Höhe sah der junge Landstreicher einmal zurück, dann weit voraus. Eine Weile später sagte er: „Es fahren nur wenig Autos heute."

Der Alte hustete, zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schulter. Das tat er wie ein Mensch, der auf nächtlichem Wege Angst hat und nicht merken will, was um ihn vorgeht. Ein Wort gönnte er dem jüngeren Gefährten nicht.

„Du!" erinnerte ihn dieser.

„Was gehn mich die Autos an!" knurrte der andere.

Dann gingen sie, wie sie seit Stunden gegangen waren, schweigend wie die Schatten in der Nacht. Es hatte ein wenig getaut am Nachmittag, doch war nun alles wieder glashart gefroren. Unter den Schritten knirschte der Schnee.

Da zerschlug der junge Landstreicher mit der Eisenspitze seines Stockes einen Eisklumpen. Zwei Schritte blieb er zurück; so konnte er den Weggenossen betrachten, ohne selbst sein Gesicht in den Wind drehen zu müssen. Recht hatte er, der Alte, ja! Die Autos gingen ihn wirklich nichts an, und daß es ihrer an diesem Abend so wenig waren, wohl erst recht nicht. Aber, verdammt, man hat doch seine Gefühle! Und wenn man sich auch hütet, sie zu zeigen, so kann man sie doch nicht einfach ausschalten wie dieser alte Knacker! Wozu läuft man denn eigentlich in der Welt herum? Irgendwo muß es doch mal ein Ende nehmen!

So sann er eine Zeitlang. Ordentlich warm wurde ihm dabei. Unmerklich ging es bergab. Ein weites Tal mit einsamen Lichtern lag vor ihnen. Glockenschlag tönte herauf. Ueber der Schneeweite hing der flimmernde Sternhimmel des Nordens. Eine Tannengruppe stand feierlich am Wege, und wenn man über die Wipfel blickte, war es fast, als wären die Sterne hineingehängt in das düstere Gezweige.

Da blieb der junge Landstreicher stehen. Der Alte ging weiter, ohne sich um ihn zu kümmern. Nicht lange, und seine Gestalt zerfloß in der dunklen Spur der Straße.

„Ach was!" — Mit einem Ruck setzte sich der Jüngere wieder in Bewegung. Er wollte nicht mehr denken. Aber als er wieder neben dem Kameraden schritt und der Glockenton hell und eindringlich über die Gegend hallte, packte es ihn doch wieder.

„Hörst du?" rief er den Alten an.

Da kam für einen Augenblick dessen Gesicht zum Vorschein, eigentlich nur ein grauer, verwahrloster Vollbart, und ein fast lautloses Meckern kam heraus.

Da gab der Junge es auf.

In einem Städtchen mit hingekuschelten Häusern waren sie nun, Straßen und Winkel waren erfüllt von Glockenklängen Hier und dort, hinter Fenstervorhängen, flackerte Lichtschein. Der Alte achtete nur auf den Weg. Wunde Füße hatte er, und die Zacken der Schneekruste waren messerscharf.

Menschen strömten aus der Kirche. Froh und friedevoll war ihr Gang. Beschwingt, als ob ein nahes Ziel ihn anzöge, wurde der Schritt des jungen Landstreichers. Er merkte nicht, daß er seinem Kameraden vorauseilte. Die Kirchentür war geöffnet. Aus dem Hintergrunde leuchtete ein riesiger Lichterbaum. Der Landstreicher blieb stehen. Mit aufgerissenen Augen starrte er in die Kirche. Die Leute stutzten, machten denn aber einen Bogen um ihn.

Da fühlte er einen leisen Stoß. Der Alte humpelte vorüber. Er meckerte wieder und grunzte, ohne ihn anzusehen: „Geh doch rein!" Der Jüngere drehte sich kurz um. „Laß mich in Ruh'!" wollte er sagen. Aber er ging schweigend mit.

Nur wenig weiter war die Herberge. Einen Augenblick zögerte der Alte. Er hob den zerrissenen Stiefel gegen das Licht ihn zu betrachten. „Komm doch mit rein!" rief der Junge. Aber der andere humpelte weiter, hinein in die weiße Nacht, als wäre er ein Teil ihrer Schatten.

„Dann nicht!" Der junge Landstreicher ging in die Herberge. Warm war es drinnen, und es roch nach Kuchen und Harz. Im Gemeinschaftssaal schmausten die Menschen der Landstraße. Eine Gemeindeschwester mit mildem Gesicht und tiefer Stimme sorgte sich um sie, und die rauhen Gesellen gaben sich Mühe, ordentlich zu sein. Der Junge wurde begrüßt wie ein alter Bekannter. Aber er sprach dennoch nicht viel. Nur die Wärme wollte er und sich den Magen voll Leckerbissen pfropfen. Das andere, das wie ein Tauwind durch seine Seele wehte — na, weg damit! Er war ja kein Kind mehr. Ja, der Alte hatte recht. Weihnachten, das ist nur was für Menschen, die eine Bleibe haben. Er sah sich um. Ein ganz junger Wanderbursche stand vor dem Tannenbaum. Man rief ihm etwas zu, aber er wandte sich doch nicht ab. Am anderen Ende des Tisches saß einer, der schon lange da gesessen hatte: beide Arme breit auf den Tisch gestützt, aus gesenktem Gesichte den Baum betrachtend.

Da erhob sich unser Landstreicher plötzlich. Mit überhasteten Bewegungen nahm er von allem, was die Schüsseln boten, wickelte es in eine Zeitung und hängte sein Bündel um. „Hallo, hallo, hierbleiben!" rief man. Auch die Gemeindeschwester wollte ihn halten. „Ich muß morgen in Kiel sein!" log er und war schon draußen.

Nach etwa zwei Stunden holte er den Alten ein. Kurz hinter ihm knisterte er mit dem Papier. „Was willst du denn?" brummte der Alte. Da lachte der Junge laut. „Du verdammter alter Igel!" Aber nur ein Meckern ließ der Alte hören, und schweigend gingen sie wieder nebeneinander.

Plötzlich bog der Alte vom Wege ab, stapfte durch einen flachen Graben und ging querfeldein. Die Umrisse einer Feldscheune wurden sichtbar. „Ja, so!" Daran hatte der Junge noch gar nicht gedacht. Sie hätten doch nicht die ganze Nacht wandern können!

Der Alte prüfte die Latten. Es war nicht nötig, welche herauszubrechen. Das hatten andere schon irgendwann getan. Trockenes Heidekraut war drinnen, hoch bis ans Dach, und warm war's wie in einem Stall.

Sie kuschelten sich ein. Als es still war, sagte der Junge: „Ich hab dir was mitgebracht ... brauchst es aber nicht zu nehmen!"

„Behalt' den Kram!" Der Alte gähnte. Nach längerem Schweigen fragte er: „Was ist es denn?"

„Kuchen, Aepfel und so".

„Na, ja, den Kuchen, den gib man her!"

Ueber Nacht kamen Wolken herauf. Feiner Schnee rieselte über die Felder. Dort, wo das Loch in der Scheune war, wehte der Wind eine hohe Schanze zusammen.

So ein Schwein

Von Javier de Viana.

Groß, dick und bärtig, auf einer mageren, zottigen Ponystute, kam Lucio Diaz an einem hellen Winternachmittag nach der Estancia von Don Filisberto Pintos, im wilden Süden des Staates Rio Grande.

Vor der Arbeiterbaracke saß unter einem riesigen wilden Feigenbaum in einem fellbezogenen Lehnstuhl der Herr des Hauses, ein schwächliches, altes Männchen mit langem Bart, und schien zu schlummern. Als der Gautscho das Pferd anhielt und den breiten Hut zum Gruß abnahm, sah er ihn eine Weile forschend an und brummte dann zwischen den Zähnen: „Steig ab!" Die lange, dicke in ein Maisblatt gewickelte Zigarre aus Rio-Noro-Tabak behielt er dabei im Munde.

Lucio stieg ab, erbat und erhielt die Erlaubnis, über Nacht zu bleiben, und sattelte ab. Der Alte beobachtete ihn immer noch. Als der Gautscho sein Pferd anpflockte, sagte Don Filisberto sicher und bestimmt: „Du bist „der Gesalzene"!" Mit diesem Wort bezeichnet man in Südamerika einen schlauen, mit allen Hunden gehetzten Menschen.

„Jawohl, Senjor, ... kein schöner Name das!" antwortete Diaz. Der Alte ließ nicht ab, in seinem Gesicht zu lesen, und fragte ihn, woher er käme.

„Aus Uruguay."

„Ist die Revolution zu Ende?"

„Noch nicht, Senjor, ... aber sie haben keine Pferde mehr."

Der Alte lächelte, forderte Lucio auf, es sich in der Baracke „bequem zu machen", erhob sich und ging langsam und in Gedanken nach dem Wohnhause hinüber. Seine Holzschuhe schurrten leise über den Boden. Er aß ohne Appetit, rollte sich danach eine gewaltige Zigarre von Maiskolbenlänge und blieb in dem weiten, kahlen Speisezimmer nachdenklich allein. Die Anwesenheit des „Gesalzenen", der ihm als durchtriebener Gautscho bekannt war, hatte in seinem Geiste einen Einfall auftauchen lassen, der ihn jetzt ganz beherrschte. Er wollte sich an seinem verhaßten Nachbarn, Don Hildebrando Sosa Junqueiro (mit dem populären Kurznamen „Librandito" gleich Librandos Sohn) blutig rächen. Der alte Librando war sein Todfeind gewesen. Solange er noch lebte, stand die Partie gleich zu gleich; aber sein Sohn und Erbe, ein kräftiger, tapferer und schlauer junger Mann, hatte zuletzt in der Nachbarfehde gesiegt. Im Laufe der Jahre hatten die Kräfte Don Filisbertos abgenommen; die Glut seines unbändigen Mulattenhasses aber war gleich geblieben.

Am Morgen des nächsten Tages rief er Lucio beiseite und fragte ihn: „Kennst du Sosa Junqueiro?"

„Jawohl", erwiderte der Gautscho.

„Er ist ein Schwein!"

„Vielleicht."

„Aber ... tapfer."

„Sa sagt man."

„Getraust du dich, ihn zu töten?"

„Je nachdem."

Der Gautscho vermied es vorsichtig, sich bloßzustellen. Don Filisberto erklärte ihm seinen Plan. Er wolle ihm dreihundert Milreis und ein besonders gutes Pferd geben, wenn er Hildebrando tötete, und zwar das Pferd und hundert Milreis sofort, den Rest nach vollbrachter Tat.

Lucio kratzte sich den Kopf. Er war sehr arm. Raufen? Gerauft hatte er oft, und ein paarmal hatte er dabei „Pech gehabt"; dann war sein Gegner liegen geblieben. Aber: Mörder? Das war er nie gewesen ...

Er war ein vernünftiger Gautscho. — Nach kurzer Ueberlegung erwiderte er: „Ich nehme den Vorschlag an."

Der Vertrag wurde geschlossen. Der Estanciero gab ihm die hundert Milreis und einen Blauschimmel, — ein ausgesucht schnelles, williges Tier. Den Rest versprach er zu zahlen, wenn ihm der Gautscho die Leiche Sosa Junqueiros zeigte. In der Dämmerung des gleichen Abends ritt Lucio ab und erhielt von dem Mulatten den letzten Rat: „Stich ihn ab! Genier dich nicht! Er ist ein Schwein!"

Lucio Diaz kannte Hildebrando Sosa Junqueiro genau. Er wußte, daß er gutmütig und anständig war, und ... daß man nicht leicht mit ihm fertig würde. Aber er hatte sich einen Plan zurechtgelegt. Als er am nächsten Morgen auf der Estancia Don Hildebrandos abstieg, wurde er freundlich aufgenommen und nach seinem Begehr gefragt. — Er zögerte nicht mit der Antwort: „Ich komme, Sie zu töten!"

Sosa sah ihn scharf an, griff verstohlen nach dem Gürtel und versicherte sich, daß Dolch und Revolver an ihrem Platz saßen. Dann erwiderte er lächelnd: „Tun Sie nach Belieben!"

Nun war es der Gautscho, der lächeln mußte. Er erzählte seinem Wirt von dem Vertrage, den er mit Don Filisberto geschlossen habe, und vergaß nicht hinzuzufügen, daß dieser ihm geraten habe: Abstechen, immer abstechen! Er ist ein Schwein! Dann berichtete er weiter, was er sich ausgedacht habe, um den Mulatten, „die Kröte", hinters Licht zu führen.

Glänzende Idee! Zähl auf mich!" antwortete Sosa laut lachend. Er freute sich über den Spaß.

Drei Tage später erzählte man in der Gegend, Sosa Junqueiro sei auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Am vierten Tage kam Lucio zurück und verlangte den Rest seines Geldes. Filisberto Pintos erklärte, er zahle erst, wenn er die Leiche seines Feindes mit eigenen Augen gesehen habe. Der Gautscho konnte nicht anders, als dem Wunsche des Alten nachkommen. Noch am gleichen Abend, nach dem Essen, ritten sie in der Richtung nach dem Gebirge fort. Fünf Peone (Knechte) und vierzehn Hunde begleiteten den rachsüchtigen alten Estanciero Es war gegen Mitternacht, als sie auf der Höhe des Kammes vor einer Waldschlucht halt machten. Vorsichtig weiter reitend, kamen sie an eine Stelle, wo die Erde frisch aufgegraben schien. Der Mulatte ließ einen Ausruf grimmiger Befriedigung hören, war aber noch nicht ganz überzeugt und befahl, die Leiche mit Dolchen auszugraben. Im halben Licht des Mondes kam etwas Weißes zum Vorschein.

„Ein Schwein!" schrie Filisberto wütend.

„Allerdings", versetzte Lucio ernst. „Er war ein Schwein, wie Sie selber sagten, in Menschengestalt. Nun er tot ist und die Seele verschwunden, ist nur das Schwein übrig geblieben."

Filisberto stieß einen zweiten Wutschrei aus. Lucio lachte laut auf, gab seinem Gaul die Sporen, ließ die Zügel hängen und jagte bergab davon.

Das Pferd war gut; weder die Hunde noch die Kugeln der Peone holten es ein.

Unter Kollegen

Ein Landpfarrer erhält den Besuch eines Kollegen aus dem Nachbardorf. Im Laufe der Unterhaltung läßt der Pfarrer Wein aus seinem Keller holen, dem beide eifrig zusprechen. Nachdem sie so 3, 4 Flaschen verdrückt haben, wird es dem Gastgeber doch leid um den guten Tropfen, und er sagt zu seinem Kollegen: „Hören Sie lieber auf, lieber Konfrater, dieser Wein ist nämlich sehr schwer Wenn man zuviel davon trinkt, dann reißen einem die Därme." — „Ach was", sagt der andere, „das macht mir nichts auch, ich bin allerhand gewöhnt". Schließlich sinkt er sternhagelvoll unter den Tisch.

Da ruft der Gastgeber seine Magd, läßt eine Gans schlachten und legt dem Gast die Gedärme der Gans ins Bett. Dann wird der Betrunkene ebenfalls mit vieler Mühe im Bett verstaut.

Am nächsten Morgen wankt er ziemlich bleich ins Frühstückszimmer. „Nun, wie haben Sie geschlafen?" fragt der Gastgeber. — „Oh, danke, ganz gut. Aber Sie haben tatsächlich Recht behalten mit dem Reißen der Därme. Doch mit Gottes Hilfe und einer alten Zahnbürste habe ich alles wieder hineinbekommen!"

Geschichte in Geschichtchen

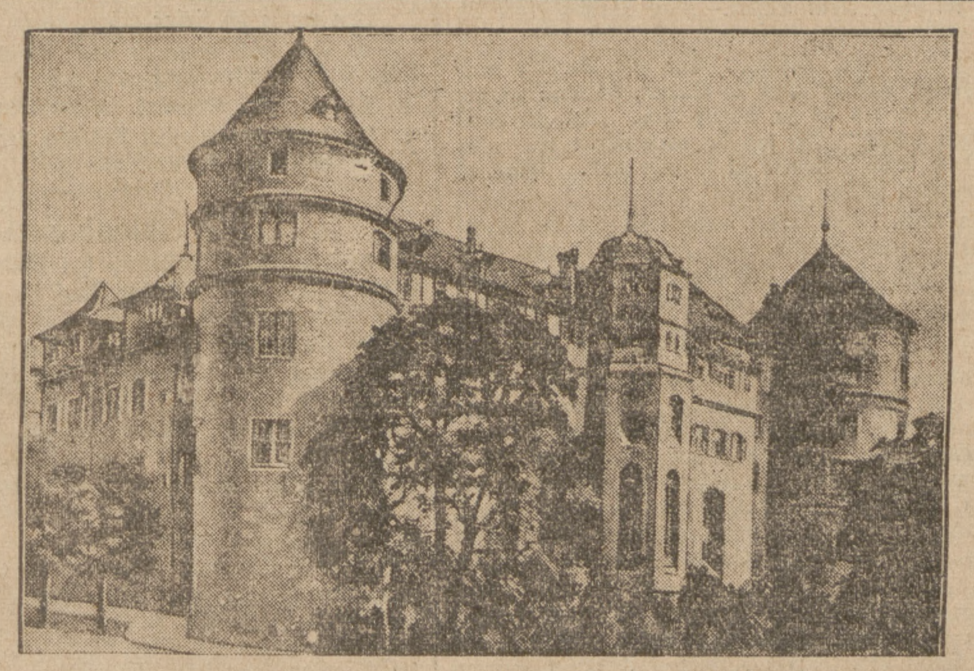
Majestät wird zurechtgewiesen.

König Ludwig XIV. von Frankreich hatte einst einen Kammerdiener, der in seinem Dienst sehr tüchtig, aber sehr ernst und wenig zu Scherzen aufgelegt war. Eines Tages stand dieser Diener über die Brüstung gebeugt auf einem Balkon. Der König schlich sich von hinten an ihn heran und gab ihm einen tüchtigen Klaps auf den verlängerten Rücken. Wütend fuhr der Diener herum, um zurückzuschlagen, als er den König erkannte. „Parbleu, Majestät", knurrte er, „scherzen Sie doch mit Ihresgleichen!"

*

Die drei anständigen Frauen.

Ein Höfling erklärte in Gegenwart der Königin Maria von Frankreich, er kenne nur drei anständige Frauen. „Wer sind denn die drei?" erkundigte sich die Königin. — „Eure Majestät ist die erste, meine Frau die zweite; die Nennung der dritten bitte ich mir zu erlass. Ich möchte mir das in Reserve halten; dann wird jede Dame glauben, sie sei die dritte".



Das Alte Schloß in Stuttgart ein Raub der Flammen

Das Alte Schloß in Stuttgart, eines der ehrwürdigsten Baudenkmäler der deutschen Renaissance, steht in Flammen und ist in Gefahr, gänzlich vernichtet zu werden. Die ältesten Teile des Baues reichen bis in die Zeit um 1000 zurück. Seine heutige Gestalt erhielt es in der Renaissancezeit, aus der auch die auf unserm Bilde sichtbaren runden Ecktürme stammen.

Einfalt und Gesundheit

„Ich weiß nicht, wie sie hieß, Doktor. Kann auch nicht mehr sagen, wann das geschehen ist. Aber das tut nichts zur Sache. Denn hier studieren Sie ja bloß. Und nachher werden Sie berichten: „Untersuchungen an Strafgefangenen". Oder so ähnlich? Nennen Sie mich dann ruhig Gefangener A, und das Mädchen heißt B. Im wissenschaftlichen Bericht übrigens gebräuchlich. Und staunen Sie nur nicht, daß auch hier einer das weiß. Anständige Herkunft, gute Erziehung, ja. Aber das hindert doch nicht, ein Lump zu werden?

Sie war jung und gut gewachsen, beinahe schön. Dabei ist sie nur so von ungefähr angekleidet, an den Beinen keine Strümpfe, an den Füßen Holzpantinen, das Kleid ohne Aermel, vielleicht ist es nur ein gröberes Hemd oder ein Arbeitskittel, den sie am nackten Leib trägt. So hantiert sie in der Küche.

Mehr als die Küche faßt das ebenerdige Haus ohndies kaum. Ich sehe nur noch eine Stube, der Küche gegenüber, und am Rande des Flurs, der die beiden Räume trennt, führt eine Tür nach der Rückseite des Hauses. Dort könnte der Stall sein. Und das Ganze fast in der Einöde. Die Gegend ist dort verdammt, Doktor, Wälder, Heide und Wiesen, Tagemärsche und keine lebende Seele, es gibt keine Gelegenheit, man kann kaum leben.

Als ich eintrete, wendet sie sich um und grüßt. Von Schreck keine Spur, anscheinend auch nichts von Verdacht. Also mache ich mit meinem Schießzeug kein Aufhebens und halte es in der Tasche.

Sie rückt mir einen Stuhl hin. Sie sei allein im Hause, sagt sie. Sie spricht die bäuerische Mundart der Gegend, man versteht sie kaum. Daß Vater nicht da sei, bedauert sie; er kommt erst abends heim.

Und Mutter? frage ich.

Ich erfahre, daß Mutter tot ist, seit Jahren schon. Daß nicht jeder, der hier eintritt, es weiß, scheint sie zu wundern.

Nachher fragt sie, ob ich bis abends bleiben wolle. Vater zu erwarten. Sie scheint es zu wünschen. „Bleib nur, Vater freut sich. Es gibt selten Besuch."

Sie sagt mir du und legt ihre Hand auf meine. Dabei steht sie dicht neben mir, hat einen guten Geruch und ist so zutraulich wie ein eingewöhntes Kalb.

„Vielleicht", sag ich, wenn mich der Hunger nicht vertreibt."

Nun gibt sie mir zu essen. Sie sieht zu, wie ich kaue und trinke, und es scheint sie zu freuen, denn sie lächelt. Ich verlange mehr und sie gibt wieder. Das wiederholt sich. Dann lacht sie laut, sie lacht mich aus — sie hat einen so hungrigen Menschen wohl noch nie gesehen.

Nach dem Essen bin ich müde, schäme mich auch ein wenig vor diesem lachenden Kindergesicht, ach, es ist eine fatale Situation — man darf eben nie zögern. Doktor, zu warten taugt nichts, verhandeln ist Quatsch. Aber was tu ich mit diesem Kind? Oder ist es kein Kind mehr und denkt schon ans Vergnügen? Das könnte die Arbeit natürlich mächtig erleichtern.

Ich probiere und lege den Arm um ihre Hüften und ziehe sie näher. Aber es zeigt sich, daß sie in diesen Dingen schon Bescheid weiß. Sie schüttelt den Kopf und gibt nicht nach — durchaus ohne Furcht auch jetzt, ein wenig tappig, ein wenig verschämt. Dazu sagt sie: „Ich hab' Arbeit". Und das Lächeln kriegt sie dabei nicht aus dem Gesicht. Es ist ihre Waffe, denk' ich, zum Teufel, ja, eine angeborene und eine gute dazu. Aber dann fällt mir doch wieder die Arbeit ein und ich frage:

„Hast du Geld?"

Sie sagt, es gäbe ein wenig in Vaters Schrank. Aber ich dürfe es nicht nehmen, setzt sie gleich hinzu.

„Das würde man noch sehen", meine ich.

„Ich laß es nicht zu", sagt sie.

Ich antwortete nicht.

Als ich aufstehe, weiß sie, daß es nun Ernst wird, und lächelt nicht mehr. Aber sie ist sehr ruhig, steht aufgerichtet da, die kleinen Schultern ein wenig emporgezogen.

„Wo ist es", frag' ich.

Sie faßte mich an der Hand. Vor dem Schrank in der Stube bleibt sie stehen. Sie sieht auf das Möbel wie ein Kind auf seine Lade mit Spielzeug — vielleicht hat sie noch eine Puppe von ehemals da drin liegen. Nachher sieht sie sich scheu im Raum um und legt die Finger auf die Lippen. Da mache ich: pst, und sie lacht. Warum ich es getan habe, weiß ich nicht, warum sie lacht, scheinen wir beide zu begreifen.

„Aber du nimmst nichts", sagt sie, „gelt?"

Ich antwortete nicht und steckte die Hand nach dem Schloß aus.

Nun stellt sie sich vor den Schrank, stemmt sich gegen die Tür:

„Nein. Ich lasse es nicht zu. Wir brauchen das Geld, verstehst du?"

Sie ist rot im Gesicht, ihr gelbes Haar erscheint mir jetzt noch heller, ihre Stirn ist breit und steil und kindlich gewölbt, ihre Augen, blau oder grau, sind mutig. Verteidigt sie jetzt ihre Puppe? Oder weiß sie, daß es auch Strolche gibt? Daß ich ein Schießzeug in der Tasche habe?

Als ich die Hand zurückziehe, reitet mich der Teufel und ich mache wieder: pst. Warum? So etwas weiß man nicht. Und nun lacht sie hell auf, und ich weiß, daß ich verspielt habe. Im Lachen sagt sie: Nein . . . siehst du . . . du nimmst nichts . . . siehst du." Und ich stotterte ihr etwas vor, es ist Blödsinn, ich weiß mir eben nicht zu helfen.

Als wir vom Schrank wegtreten, sag' ich, nur um etwas zu reden:

„Müde bin ich, du Gewaltig."

Da führt sie mich zum Bett hin und richtet es zu. Dabei summt sie vor sich hin: „So . . . gleich . . . ja, gleich . . ." und arbeitet flink und ihre Röcke fliegen, und ich sehe ihr weißes Fleisch.

Dann leg ich mich hin, natürlich nur zum Schein, denn man ist vorsichtig, man schläft am Arbeitsplatz nicht ein. Aber als sie gegangen ist, springe ich nicht auf, keineswegs, sondern lieg' da und muß lachen über ihr Lachen, denk' wieder und wieder daran, und werde nun wirklich müde und döse ein, Ich sag' mir noch: Ochse, ich sag' mir noch: Schafskopf. Ich denk' auch noch, daß der Alte mich überraschen könnte. Und wie ist es denn überhaupt zugegangen?, denk' ich. Gibt es Hexen? Bin ich toll? Und warm ist es da . . . Und wie sagte sie das? Du nimmst nichts, siehst du . . .

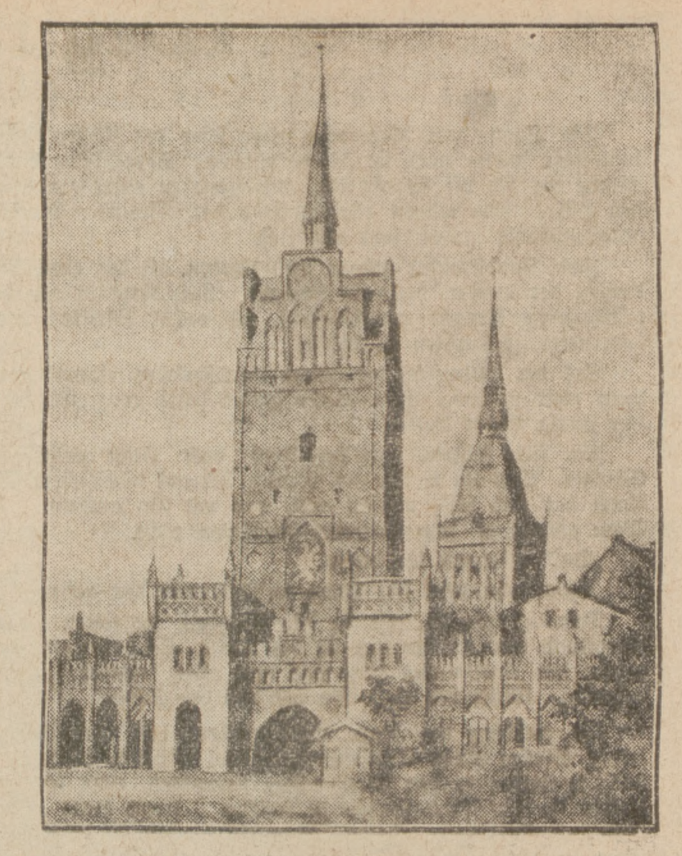
Als ich erwache, dunkelt es schon. Ich habe mich nicht besonnen. Doktor. Ich entwischte durch das Fenster und lief in den Wald hinein.

Man stiehlt, Doktor, ja. Manche morden auch. Schön. Aber sagen Sie: wann stiehlt man nicht und wann mordet man nicht?"



Gandhi in Porzellan

Eine deutsche Porzellanfabrik hat eine Skulptur des indischen Volksführers Gandhi herausgebracht — ein Zeichen für die starken Sympathien, die Gandhi in Deutschland besitzt.



Das Kröpeliner Tor in Rostock

ein schönes eindrucksvolles Bauwerk aus dem 14. Jahrhundert.

Gefühle verboten

Von Alfred Hein.

Da schlenderte ich nun durch die Straßen der Vaterstadt und habe Zeit. Mein Gott, man muß zufrieden sein. Ich bin zwar ohne Arbeit, aber man kann immerhin nicht klagen, denn als Beamter hat man mich abgebaut und auf Wartegeld gesetzt. Wartegeld — hübsches Wort. Geld, damit man das Warten lernt. Ich bin nämlich unfähig, weiter Bürodirektor zu sein. Warum? Ich habe Gefühle. Ein Beamter hat keine Gefühle zu haben. Natürlich hat die vorgesetzte Behörde meine Entlassung anders begründet. Aus Sparsamkeitsrücksichten wird der Posten in Zukunft vom Herrn Rechnungsrat S. mitverwaltet. Herr Rechnungsrat S. ist 59 Jahre alt, ich bin erst 42. Aber weiß der Himmel, ich habe mich weiter nicht gewehrt. Die Zeiten gefallen mir überhaupt nicht mehr. Da lächelte ich halt, nahm mein letztes Vollgehalt und ging. Schließlich zu leben habe ich alter Junggeselle auch mit dem Wartegeld genug; kannst zufrieden sein, alter Knabe. Aber du hättest dich doch so gern noch betätigt. Und die Angestellten deines Büros — na ja. Derentwegen ging ich ja. Durch irgendeine Verfügung wurde die Arbeitszeit um eine halbe Stunde verlängert. Mitten im Sommer. Und es war wirklich nicht nötig. Ich will weiter kein Wort verlieren über Arbeit in den Aemtern. Aber wer reißt sich da ein Bein aus? Trotzdem sollte länger gearbeitet werden. Die jungen Leute, die ich in meinem Büro hatte, wurden darüber sehr mißmutig. Sie leisteten bei der längeren Arbeitszeit weniger als zuvor. Ich ging zum Chef. „Das Gefühl der Arbeitsfreude leidet", sagte ich und bat darum die alte Arbeitszeit wieder einzuführen. Der Chef sagte: „Aus Ihnen wird doch nie ein richtiger Beamter Mein lieber Krausekat, Jefühle gibt's nich, verstanden? Hier wird das Pensum erledigt und damit basta. Jefühle — Arbeitsfreude — ja, was koof ich mir dafür?"

Und einen Monat später hatte ich meine Kündigung und nun bin ich entlassen. Aber wäre ich sonst so schnell in meine Heimat gekommen? Seit acht Jahren war ich nicht hier. O liebe kleine ostpreußische Stadt. Mit deinem roten Backsteintor. Hier heißen sie alle wie ich Schimkat, Kaludrigkeit, Domscheit, und auch Krausekats gibt's, ohne daß ich mit ihnen viel verwandt bin. Und da ist die alte Ordensritterburg oben auf dem Hügel. Von da sieht man ins weite ebene Land bis zu den unberührten hohen Wäldern mit den verwunschenen Seen inmitten . . . Ostpreußen, mein Heimatland. . . .

„Na, guten Tag, Krausekat! Mannche, was machst du hier? Na komm all rin, wir trinken einen richtigen ostpreußischen Maitrank!"

„Guten Tag, Giedigkeit, du lebst auch noch? Hast noch immer das Mehlgeschäft von deinem Vater? Heut abends vielleicht. Jetzt will ich zu Rosikats!"

„Ach so — na schee, mein Baster. Heut abends hier im „Elch".

Und ich ging zu Robert Rosikat. Der mir die Else wegnahm und heiratete. Später sagte sie einmal, da oben an der Burgpromenade war's, als ich zu Besuch kam: „Du, ich hätte dich lieber nehmen sollen." Ich sah sie verwundert an. „Ja, man kann sich doch irren. Robert ist so sehr nett. Aber ich hätte doch dich nehmen sollen. Zu spät."

Als sie dann einen Sohn bekam, nannte sie ihn Karl. So wie ich heiße. Und sie sagte: „Die ganze Zeit, als ich das Kind trug, habe ich an dich gedacht. Ich glaube, es ist mehr dein Sohn als seiner." Wir drückten uns die Hand und schauten uns tief an. Wir haben uns aber nie geküßt. So konnten wir Robert, der wirklich ein lieber Kerl, immer in die Augen sehen.

Vor vier Jahren ist sie gestorben. Ich konnte aus dienstlichen Gründen nicht zu ihrer Beerdigung. Sie war ja nicht mit mir verwandt, mein Gott, dabei? welcher Mensch hat mir jemals näher gestanden? Ja, der Karl, der muß jetzt auch schon 15 Jahre alt sein. Als ich vor acht Jahren da war, ging der Steppke schon in die Schule. Damals machten Else und ich einen Spaizergang um den Burgberg. Zwischen uns führten wir das Kind. „Unser" Kind . . . Es war eine sehr glückliche, stille Stunde.

Ich dachte nun, daß ich hier bleibe und mich Karl widme. Ihm vielleicht von meinem bißchen Geld noch in Königsberg studieren lasse. Denn dem Robert Rosikat mit seinem Papierladen ging es nicht zum besten. Da war schon der Laden. Ich trat ein.

Ein gekrümmtes Männeken erhob sich mißmutig. „Sie wünschen?"

„Guten Tag, Robert! Kennst du deinen alten Freund Krausekat nicht mehr?"

Er weitete ein wenig seinen schräg blinzelnden Blick, ein müdes Lächeln zitterte durch die Falten seiner Wangen und Augenwinkel: „Is man schön, daß du auch wieder einmal da bist. Ja, ja. Seit ich Else nicht mehr habe, ist mit mir nichts mehr los. Die Else hat dich lieber gehabt als mich —"

Ich wehrte erschrocken ab.

„Ja, auf dem Sterbebette sagte sie mir's. Aber ich weiß, ihr habt mich nie betrogen. Und dem Karl sagte sie, daß du ihm sein zweiter Vater sein würdest, wenn ich einmal nicht mehr bin. Und das wird ja nicht mehr lange dauern."

In diesem Augenblick trat Karl in den Laden. Er hatte nur ein Sporthemd und eine Lederhose an. Er kam vom Fußballspielen.

„Mahlzeit!"

„Guten Tag, mein Sohn. Das ist Karl Krausekat, von dem deine Mutter auf dem Sterbebett sprach."

„Ah — was sind Sie doch gleich, Bürodirektor? Ja, ich sprach mal mit einem Ihrer Angestellten. Denken Sie, wir trafen uns bei einem Fußballmatch. Er war linker Stürmer. Hat einen famosen Stoß am Leibe, der Junge. Zwei Tore damals geschafft. Wie hieß er doch? Richtig, Siebenhaar. Ist der noch bei Ihnen?"

„Ja gewiß. Aber, mein ileber Karl — was soll das jetzt? — Komm einmal zu mir — laß dich ansehen —"

„Na — na — diese Szene —"

„Ich bin nicht mehr im Dienst und ich bleibe jetzt hier, mein Junge," meine Hand streichelte leise seine braune Wange. Er wehrte unwillig ab. „Ich will mit deinem Vater zusammen für dich sorgen."

„Denk an die Worte deiner Mutter!"

„Ja, ja, schön und gut. Ihr wißt, ich hatte meine Mutter sehr lieb. Aber damit kommt man doch nicht weiter. Ich sorge für mich allein. Ich werde Berufsspieler im Fußball. Da verdiene ich klotzig."

„Willst du nicht in Königsberg studieren?"

„Ha!" Dann schlug er eine große Lache an. „Lieber Onkel Krausekat, laß mich so, wie ich bin."

„Jugend von heute —" hüstelte Rosikat.

„Hab ich euch weh getan?"

„Hast du denn gar keine Gefühle, Karl?"

„Gefühle —? Wozu? Gefühle sind bei uns verboten. Sonst wird man kein strammer Sportsmann."

„So, so", sagte ich. „Gefühle verboten. Das wird landesüblich, scheints. Robert, da ist es Zeit für uns, daß wir verschwinden."

Robert ließ die Hand nur matt wegwerfend fallen.

„Da werde ich lieber gehen, adjös, Robert."

Er ließ mich gehen. Karl sah mir verständlislos nach: Diese sentimentalen Leute von gestern — —

Ich lief zum Bahnhof. Vertrieben. Heimatlos.

An allen Wegen und Wänden der Welt stand in geisterhaften Buchstaben für mich das Wort: Gefühle verboten.

Glasbläserin

Am meinem Arbeitstisch hat schon meine Mutter gesessen. Als ich vier Jahre alt war, fing ich an, ihr zu helfen. Mit sechs Jahren zeigte sie mir, wie man Glas bläst. Ich war stolz, es wie die Großen zu machen. Seitdem blase ich Glas jeden Tag meines Lebens. Feiertag habe ich nur gemacht, als mein Mann mich zur Hochzeit führte, und dann wieder, als er auf dem Totenbett lag. Meinen Jungen habe ich gesäugt zwischen dem Blasen. Jetzt hilft er mir schon, wie ich meiner Mutter geholfen habe. Mein Garten steht voll Unkraut, in meiner Stube ist längst der Kalk von der Decke gefallen und die Farbe von den Wänden. Mein Kleid besteht aus Flicken und Flecken. Ich flicke es Sonntags. Sonntags wasche ich meine Wäsche und grabe den Garten um. Der Wald steht hundert Schritt von meinem Fenster. Am Fenster ziehen fröhliche Menschen vorbei. Sie freuen sich über Wald und Berge, über die Blumen im Sommer, über den Winterschnee. Ich komme nur in den Wald, wenn ich zur Glashütte gehe, wenn ich den bunten Christbaumschmuck, den ich geblasen habe, zur Fabrik bringe. Wenn mein nächster Feiertag sein wird, dann werde ich im Sarge liegen. Und mein Sohn — wird er wieder an meinem Tische sitzen? Christbaumschmuck blasen für reiche Leute?

Anna Siemsen.

schäftsleute, so muß man auch diesen Ramsch noch teurer bezahlen, als hierorts. Daß man einen Ballen Leinwand billig kauft, aber zu Hause ein mit Leinwand eingewickeltes Brot vorfindet, ist kürzlich vorgekommen. Das Schuhwerk ist meistens mit Papier verarbeitet. Eine Frau kaufte Kleiderstoff. Nach stundenlangem Handeln bekam sie den Meter mit 2,50 Zloty, mußte sich jedoch hier überzeugen, daß derselbe Stoff im Fenster nur mit 2,40 Zloty ausgestellt war. Besondere Vorsicht muß man bei den Straßenhändlern anwenden, sonst verliert man nicht nur das Geld, sondern auch noch die Ware. Willst du also dich vor Schaden bewahren, so befolge die Ueberschrift.

Der alte Trick. Einem kleinen Mädchen von der ulica Michalkowicka sind von einem fremden Manne ein Topf Milch und ein kleinerer Geldbetrag abgenommen worden. Der Gauner bediente sich des alten Tricks, indem er das Mädchen um etwas schickte und das Geld dabei in Verwahrung nahm und damit verschwand. Es kann also nicht oft genug gewarnt werden vor solchen Gaunern!

Ein weiterer Bandit festgenommen. Der Häuptling der Räuberbande, welche in letzter Zeit verschiedene Ueberfälle in Siemianowitz und Umgegend verübt haben, der Johann Sywek, wurde von der Polizei in Bendzin verhaftet und dem Gerichtsgefägnis zugeführt.

Myslowitz

Der Ruf nach der Sanitätskommission.

Von einer Sanitätskommission in Myslowitz hört man überhaupt nichts. Wohl soll eine bestehen, aber sie wurde „außer Betrieb“ gesetzt. Eine Sanitätskommission denken wir uns so, daß sie die Lebensmittelgeschäfte, Fleischereien und Bäckereien überwacht. Alles andere ist unerheblich, aber die Lebensmittel, das ist die Hauptsache. Als noch die Mannabäckerei in Myslowitz eine Verkaufsstelle hatte, haben die Kunden dieser Bäckerei im Brot Nägel, Glas, Holz und Mäusedreck festgestellt und das Brot mit diesen Schweinereien zurückgebracht. Die Manna ist aus Myslowitz verschwunden, dafür sind andere Bäckereien da, die es auch nicht besser machen. In der Nähe der Myslowitzgrube, in der Beuthenerstraße, befindet sich eine Bäckerei, die genauso bäckt wie die Manna. Im Brot wurde einmal ein ganzes Plakat gefunden, ein anderes Mal wurden andere Schweinereien im Brot, gelbe Flecke festgestellt. Die Milch reiht sich würdig dem Brot an, denn beim Kochen, bratet sie, ein Beweis, daß diverses Zeug hineingeschüttet wird. Mit den Wurstwaren sieht es auch nicht viel besser aus und es kommt vor, daß man in der Wurst Lappen vorfindet. Wenn keine Kontrolle da ist, so können sich die Bäcker, die Milchhändler und Fleischer alles erlauben und die Leute essen alles auf. Es gibt auch solche Bäcker und Fleischer, die da die Meinung vertreten, daß die Leute glücklich sein können, daß sie was zu Fressen haben. Diese „Wohltäter“ der Menschheit sind obendrein frech, wenn man sie auf die Schweinereien aufmerksam macht. Die Konsumenten stehen diesen Dingen schutzlos gegenüber und trauen sich nicht einmal den Schweinepriestern die Schweinereien in den Lebensmitteln zu zeigen. Wozu haben wir denn die Behörden da. Können sie das Volk vor diesem Unbill nicht schützen? Wir haben doch Lebensmittelgesetze, die dafür eine Bestrafung vorsehen und die Behörden sollen über die Einhaltung der Gesetze wachen.

Gieschegruben. (Abhilfe notwendig.) Wir berichteten einmal über die Bunkeranlagen für Deputatkohle der Gieschegruben und eine Fuhrwerksdemonstration von über 90 Gespannen vor der Bergwerksdirektion, welche damals den ganzen Straßenverkehr stillegte. Man verlangte regelmäßige Zufuhr von Kohle für die Bunker, um daß stundenlange Warten im strengen Winter zu vermeiden. Die Demonstration hatte damals Erfolg gehabt, denn man hatte Abhilfe auf längere Zeit geschaffen. Nun haben das die Herren von der Direktion und der Verladestelle wiederum vergessen, denn obwohl Bestände auf den Grubenanlagen genug vorhanden sind, denkt man gar nicht daran die Deputatkohlenabnehmer zufrieden zu stellen. Es wird keine Kohle für die Bunker geliefert und das Schlangenstehen der Fuhrwerke beginnt sich immer mehr auszuwirken, wobei die Arbeiter die Leidtragenden sind, weil sich dadurch der Fuhrlohn bedeutend erhöht, die Pferde nicht zu vergessen, die in der Kälte leiden müssen. Wie man hört, beabsichtigt man, falls keine Abhilfe geschaffen wird, zu demselben Mittel wie vor zwei Jahren zu greifen. Aber auch die Betriebsvertretung der Gieschegruben, müßte das ihrige tun, um diesem Zustande vorzubeugen. Aber auch die Deputatkohle ist nach dem Kohlenabkommen nicht einwandsfrei, denn es wird meistenteils minderwertige Bruchkleinkohle mit Steinen und Schiefer geliefert, worüber die größten Klagen geführt werden, was auch beseitigt werden müßte.

Städt.-Janow. (2 Personen vom Fuhrwerk geschleudert.) An der Kreuzung ulica Arnolda in Städtisch-Janow scheuten die Pferde eines Fuhrwerks und rasten in wilder Hast davon, bis der Wagen schleuderte. Vom Fuhrwerk heruntergeworfen wurden der 70jährige Landwirt Joh. Wojczik, sowie der 35jährige Julius Korzonek aus Städtisch-Janow. Beide erlitten erhebliche Verletzungen und wurden nach dem Myslowitzer Spital geschafft. x.

Nickischschacht. (Teure Weihnachtsbäumchen.) Die Ehefrau U. und der Arbeitslose S. aus Nickischschacht begaben sich am Freitag vergangener Woche nach dem nahegelegenen Wald, schlugen dortselbst eine größere Anzahl Weihnachtsbäume und traten mit diesen ungehindert den Heimweg an. Nahe am Wohnort jedoch wurden sie von der Polizei gestellt, zur Wache gebracht und die Bäumchen von der Polizei beschlagnahmt. Nach Feststellung der Personalien wurden die Täter auf freien Fuß gesetzt. Während dieses bei der U. zu verurteilen ist, da diese nicht aus Not, sondern aus Gewinnsucht handelte, ist bei S. diese Handlung aus Not begangen worden, da mehrere Familienmitglieder arbeitslos sind und Armut vorherrschend ist. Auch soll der arbeitslose S. diese Handlung auf Anstiftung der Frau U gemeinsam begangen haben.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Bismarckhütte. (Einbruch in einen Konsum.) Nachdem sich die Kassiererin zum Mittagstisch begab, drangen Spitzbuben durch die Mehlstube ein und entwendeten, die auf dem Ladentisch zurecht gelegten Gelder, im Werte von 1700 Zloty. Die Spitzbuben sind unerkannt entkommen.

Hohenlinde. (Plötzlicher Tod.) Im Badehaus des Schwerin-Schachtes verstarb ganz plötzlich der Arbeiter Paul Wycisk aus Chropaczow. Die Leiche wurde nach der Leichenhalle des Spitals der Knappschaft in Königshütte geschafft. Allem Anschein nach trat der Tod durch Herzschlag ein. x.

Friedenshütte. (Verschiedenes aus Friedenshütte.) Infolge der katastrophalen Finanzlage wird die Situation der Friedenshütte immer schwieriger. Seit Monaten werden die Löhne und Gehälter nur ratenweise gezahlt. Der Dezember geht seinem Ende zu und die Arbeiter haben ihre Restlöhne für November noch nicht erhalten. Ebenso geht es den Angestellten, welche erst einen Teil ihres Novembergehaltes ausgezahlt bekamen. Die Friedenshütte schuldet der Werkskrankenkasse 220 000 Zloty. Die Verwaltung versprach monatlich 10 000 Zloty außer den abgezogenen Beiträgen, abzuzahlen, was aber nicht geschah. Um nun die Krankengelder für den Monat November auszahlen zu können, sah sich der Kassenvorstand gezwungen, seine Reserven anzugreifen, und mußte von der Kreissparkasse Schwientochlowitz 30 000 Zloty abheben. So greift eben eins ins andere, und die Leidtragenden sind letzten Endes immer die Arbeiter. Seit 2 Monaten haben die Kassenärzte ihre Gehälter nicht erhalten. Ebenso sind die Apotheken seit 4 Monaten nicht bezahlt. Dadurch verteuern sich die Medikamente. Bei sofortiger Bezahlung tritt nämlich eine Ermäßigung von 25 Prozent ein. Aehnlich oder noch schlimmer steht es mit der Invalidenkasse. Sie hat der Hütte die horrende Summe von 720 000 Zloty geliehen. Auch hier hatte die Hütte sich verpflichtet monatlich 30 000 Zloty zurückzuzahlen. Wegen der Zahlungsunfähigkeit blieb es eben bei dem Versprechen. Und die Pensionisten sind heute noch ohne ihre Novemberpension. — Die Direktion wollte ihren Arbeitern gegenüber ein gutes Herz zeigen, und hat ihnen billige Weihnachtsfische geliefert. Innerhalb der Belegschaft ging das Gerücht um, daß die Betriebsräte sich mit den Fischlieferungen befassen. Die Wahrheit ist die, daß ein höherer Bürobeamter der Lieferant ist. Die Fische werden zum Selbstkostenpreise von 1,40 Zloty abgegeben. Im Handel kosten Fische 1.20—1.30 Zloty, und die Arbeiter drängen sich scharenweise um die Hüttenfische. Geld hat man zwar keins, aber den Weihnachtsfisch darf man doch nicht entbehren.

Groß Piekar. (Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.) Der Piekarer Pfarrer, dessen Namen wir nicht veröffenlichen wollen, hat von der Kanzel herab verkündet, daß er infolge der schweren Wirtschaftskrise, dieses Jahr von Kolendebesuchen absieht und wer ihm was spenden will, selbst nach der Pfarrei kommen soll. Das ist sehr vernünftig gedacht und er wäre ein weißer Rabe unter den vielen Schwarzen. Hoffentlich findet dieses Beispiel unter den anderen Konfraters Nachahmung, denn so mancher Arme gibt bei Kolendebesuchen, aus falscher Scham seinen letzten Zloty. p.

Scharley. (Ein dreister „Mittagsbesuch“.) Um die Mittagszeit begab sich der Postinspektor von Scharley, Michael Cigielhein, nach seiner Wohnung. Kurze Zeit darauf tauchte ein Mann im Zimmer auf, welcher ganz perplex war, den Wohnungsinhaber um diese Zeit zu Haus anzutreffen. Um über die peinliche Situation hinwegzukommen, fragte der Eindringling nach einem gewissen Kwiatkowski, welcher Telegraphist sein soll. Inspektor Cigielhein wollte sich auf der Post nach diesem Kwiatkowski erkundigen und ging an das Telefon. Als der Unbekannte sah, daß sich der Postleiter des Telefons bedienen wollte, lief er aus der Wohnung, wurde aber auf der Straße von Passanten angehalten und zur Polizeiwache geführt. Die Ermittelungen haben ergeben, daß es sich um den Stanislaus Kaczynski aus Bendzin handelt, welcher in der Wohnung des Postinspektors einen Einbruch verüben wollte, durch die Anwesenheit des Wohnungsinhabers an seinem Vorhaben aber gehindert wurde x.

Pleß und Umgebung

Emanuelssegen. (Wenn Verkehrs-Warnungszeichen fehlen.) Auf der Chaussee Ems-Gieschewald, geriet das Auto des Pächters des Fürstlichen Gasthauses Goj, infolge Glätte ins Schleudern und sauste in den Graben. Die Insassen erlitten leichte Verletzungen. Mit Hilfe von Fuhrleuten wurde die Benzinkutsche aus dem Graben gehoben, wo es seine Fahrt weiter fortsetzen konnte. An dieser gefährlichen Steigung fehlt jedes Warnungszeichen, die ehemaligen deutschen Zeichen hat man entfernt, ohne daß sie durch andere ersetzt wurden. — Zu einem zweiten Unfall kam es an der Straßenkreuzung Wessola-Weidlichstraße. Hier kam es mit einem Personenauto und Fuhrwerk zu einem Zusammenstoß. Das Auto wurde schwer beschädigt, ebenso wurden die Scheiben zertrümmert, durch die der Chauffeur und die Insassen leicht verletzt wurden. Dem Fuhrwerk wurde die Deichsel zerbrochen, glücklicherweise blieben die Pferde unverletzt. Schuld an den Unglücksfällen ist die Gemeinde und die Polizeiorgane, die es nicht für nötig finden, an diesen gefährlichen Verkehrspunkten irgendwelche Warnungszeichen anzubringen. Man nennt das Nachlässigkeit! Dringend notwendig sind Warnungstafeln an der Schule, öfters kann man da beobachten, wie Kinder beim Verlassen der Schule vor den fahrenden Autos knapp dem Tode entrinnen.

Goczalkowitz. (Greisin tödlich überfahren.) Auf der Chaussee zwischen Pleß und Goczalkowitz wurde von dem Personenauto J. K. 3331, welches von dem Optiker Walter Bornemann aus Gleiwitz gesteuert wurde, die 68jährige Marie Indyk aus Goczalkowitz angefahren. Die Greisin erlitt einen Schädelbruch, sowie Bruch der Arme und Beine, ferner einen Schlüsselbeinbruch. Der Tod trat auf der Stelle ein. Bornemann befand sich gerade auf einer Geschäftsreise, und zwar besitzt er in Bielitz ein Geschäft, welches er kurz vor dem Unglücksfall aufgesucht hatte. Er war nach dem Unglück so ratlos, daß er in beschleunigtem Tempo davonfuhr und über die polnisch-deutsche Grenze gelangte. Die polnische Polizei wandte sich an die deutsche Polizeibehörde, welche in dieser Angelegenheit, weitere Erhebungen anstellte. Die tödlich Verunglückte wurde nach der Leichenhalle des Johanniterspitals in Pleß überführt. x.

Schriftleitung Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt und Inserate verantwortlich: Theodor Raiwa, Mała Dąbrówka Verlag und Druck „VITA“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Dr. med. Elisabeth Degeener

Roman von Marlise Sonneborn

5)

„Ich habe da im Sanatorium — mein Gott — seit kurzem eine Verwandte. Ein Vetter in der rheinisch-westfälischen Großindustrie hat da mal so ein Dämchen geheiratet. Etwas neue Familie. Einwandfrei, aber eben doch — na ja! Er hatte damals allerlei zu sanieren — und Mammon deckt bekanntlich die Menge der Fehler. Diese Dame, hübsch übrigens — nach meinem Geschmack fehlt ihr freilich die letzte Höhe der Kultur, nämlich die Selbständigkeit —, ist seit kurzem erst bei Doktor van Delden. Und langweilt sich herzzerbrechend. Ein paarmal habe ich sie schon besucht. Die Kur bekommt ihr — strenge Diät, regelmäßiges Leben. Sie hat sich direkt verjüngt — und sieht es auch — und darum läßt sie sich die Tyrannei der strengen Kurordnung gefallen. Aber sie möchte zu gern den Doktor Degeener kennenlernen. Sie weiß, daß er ein Verwandter der Exzellenz ist — und, na ja... Sie hat es Doktor van Delden ein paarmal angedeutet — aber der alte Herr knurrte und läßt sich nicht erweichen. Die Dame klagt mir ihr Leid. Er fürchte gewiß eine Liebelei, denn der Doktor sei ein verfluchter Kerl — wenn der Ausdruck erlaubt ist.“

Elisabeth sah kopfschüttelnd dem Herrn in die Augen.

„Ich muß dem guten Chef vor diesem Verdacht in Schutz nehmen — Doktor Degeener wird niemals der Dame gefährlich werden.“

„Meinen Sie, weil er vermählt ist? Oh, Exzellenz, was macht das heutzutage.“

„Doktor Degeener ist eine Dame; ich selbst bin dieser verkannte Doktor Degeener.“

„Der aufopfernde Kinderarzt, der zweite Chef des Sanatoriums, Eure Exzellenz?! Nicht möglich!“

„Warum nicht? Trauen Sie einer Frau die dazu nötige Sachlichkeit nicht zu?“

„Doch! Unbedingt! Aber der Gemahlin eines Ministers Degeener, die es doch so gar nicht nötig hat!“

„Es gibt innere Notwendigkeiten, die nicht weniger zwingend sind als die äußeren. Und Sie glauben nicht, wie innig ich es meinem lieben Manne danke, daß er mir dieses Ausleben gestattet.“

„Meine Base wird allerdings enttäuscht sein.“

„Es handelt sich um diese Frau Lasar — nicht wahr? Der Chef hat mir davon gesprochen. Die Dame ist leicht leidend. Er hält es für überflüssig, daß ich mich an der Behandlung beteilige. Und zudem. Wenn sie Langweile hat. Was könnte ich ihr helfen? Ich habe für jeden Patienten nur ganz wenig Zeit — und würde kaum zehn Minuten am Tage mich ihr widmen können.“

„Die Dame hat eben auch nicht mit einer Aerztin gerechnet. Herren sind galanter.“

„Bei uns — kaum. Galante Herren pflegt der Chef nicht zu dulden.“

„So streng?“

„Wir erproben ein neues Verfahren zur Heilung der Tuberkulose und sind sehr schwer umstritten — es gibt tatsächlich Naturen, die unsere Kur nicht vertragen können. Da gibt es für jeden Verantwortlichkeit, voll und ganz bei der Sache zu sein.“

Der Herr streifte das Antlitz der Frau mit einem heimlich prüfenden Blick. Ihre ernste und etwas strenge Rede gefiel ihm.

Dennoch konnte er sich eines Gedankens nicht erwehren.

Aus dem heraus fragte er:

„Sie haben auch männliche Patienten?“

Elisabeth bejahte.

„Aus allen Ständen?“

„Selbstverständlich!“

„Und Sie persönlich behandeln nur Kinder?“

„Ich bin verantwortlicher Arzt der Kinderstation. Wir haben zur Zeit über hundert kleine Patienten. Wir legen auf Kinder besonders hohen Wert. Je jünger die Heilung sich vollzieht, desto besser. Und gerade für Kinder scheint das Doktor van Deldensche Verfahren besonders geeignet zu sein.“

Der Diplomat sah Elisabeth noch immer groß an.

Sie verstand seinen Blick nicht.

Vollständig harmlos, selbst noch ein Kind — auf gewissen Gebieten, dachte er. Sonst anscheinend hervorragend gescheit.

„Sie sind noch nicht lange hier?“ fragte Elisabeth aus ihren Eindrücken heraus.

„Noch nicht einmal so lange wie meine kleine Kusine in Ihrer Anstalt — übrigens wird sie sich bald nicht mehr langweilen.“

„Sie verläßt uns?“

„Ein Bekannter — und wohl zugleich ein heimlicher Verehrer — kommt diese Tage in das Doktor van Deldensche Sanatorium.“

„So?“

Elisabeth fragte mit kühler Höflichkeit. Diese Dame mitsamt ihren Verehrern und Bekannten interessierte sie aber auch gar nicht.

„Ein berühmter Sportler — Champion, ich glaube sogar Weltchampion auf irgendeinem Gebiet. Hat er den Kanal seinerzeit durchschwommen? Oder den Höhenrekord im Flugzeug? Jedenfalls gerade infolge der Sportlerei hat er einen Lungenknax bekommen. Und geht nun statt nach Davos — nach Delden. Cherchez la femme, Exzellenz, cherchez la femme.“

Elisabeth zuckte mit den Achseln.

Was geht es mich an? fragte sie sich.

Und dann nahm die Unterhaltung sowieso ein Ende, weil ihr Gatte ihr einen Wink gab, sich mit einem der anwesenden englischen Herren zu beschäftigen.

Erst gegen ein Uhr kam Elisabeth zur Ruhe.

Nach dem Abschied der Gäste hatte sie mit ihrem Gatten noch ein Weilchen geplaudert.

„Zufrieden?“ hatte sie gefragt.

Er hatte bitter gelächelt.

„Politik sollte höchste Verantwortung sein“, hatte er gesagt „Aber mehr und mehr — in aller Völker Länder — entwickelt sie sich zu einem, nicht einmal immer sauberen Geschäft. Was wollen wir Altmodischen da — mit unseren Idealen, unserem Glauben an die Macht des Opfersinnes?“

„Aber sie suchen doch deinen Rat?“

„Um ihn auf ihre Weise anzuwenden. Ach, Kind, unsereiner ist nicht nur an Jahren alt!“

Elisabeth schüttelte sich.

„Ich verabscheue Politik. Ein einziges Kind zu heilen und zu einem lebensfähigen und frohen Menschen zu machen, dünkt mich wichtiger als alle Diplomatie der Welt.“

„Vielleicht hast du recht. Indessen: jedem das Seine“

„Wecke mich früh, Elsie“, gebot Elisabeth der Jungfer. „Ich will auf keinen Fall zu spät ins Sanatorium kommen.“

All ihre Gedanken waren bei ihren Kindern. Die Eindrücke des glänzenden Gesellschaftsabends hafteten nicht in ihrer Seele, sie waren ihr zu fremd. Und sie entschlummerte rasch — mit der Schlafbereitschaft des jungen und arbeitsfättigten Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Bielitz, Biala und Umgegend

Bielitz und Umgebung

Weihnacht.

„Und Friede den Menschen auf Erden!“
Der Erlöser geboren; die Welt ist frei —
Das ist die Sehnsucht von Millionen Herzen,
die ohnmächtig glüht im Haßgeschrei.

Der Frieden und Wahrheit gepredigt, er starb
den Tod am Kreuze, Opfer der Meute;
jeder Suchende, verfolgt und gierig erfaßt,
wurde und wird zur blutenden Beute.

Wartet nicht auf den Erlöser, der kommen soll,
da könnte ihr noch lange dulden und schreien;
ihr seid das Volk, habt selbst die Macht,
euch aufzuraffen und zu befreien.

Bezwingt, vernichtet des Hasses Gewalt. —
Wenn alle wollen, dann muß es werden,
daß ihr selbst euch Erlöser seid
und dann endlich Friede sei auf Erden!

Carl Greull.

Stadttheater Bielitz.

Freitag, erster Weihnachtsfeiertag, nachmittags 4 Uhr, zum letzten Male: „Peripherie“, Schauspiel von Frantisek Langer. Nachmittagspreise!

Abends 8 Uhr, im Abonnement (Serie rot), die erste Wiederholung: „Leutnant Komma“, Spiel in 14 Bildern von Frank Maar.

Sonntag, den 27. d. Mts., nachmittags 4 Uhr, zum letzten Male: „Der Schlüssel zum Paradies“, Schwank von Julius Horst, zu Nachmittagspreisen!

Abends 8 Uhr, außer Abonnement: „Leutnant Komma“, Spiel in 14 Bildern von Frank Maar.

Dienstag, den 29. d. Mts., abends 8 Uhr, im Abonnement (Serie gelb): „Leutnant Komma“, Spiel in 14 Bildern von Frank Maar.

Mittwoch, den 30. d. Mts., abends 8 Uhr, im Abonnement (Serie blau): „Der G'wissenswurm“, Bauernkomödie in 3 Akten von Ludwig Anzengruber.

Der Sylvester-Abend bringt — außer Abonnement — den weltbekannten amerikanischen Schwank „Dreimal Hochzeit“, von Anna Nicholls. Dieser Neuyorker Schwank ist in ganz Amerika 5 Jahre lang tagtäglich gespielt worden, hat dann seinen Siegeszug über alle Bühnen Europas angetreten und der beneidenswerten Autorin ein Vermögen von 5 Millionen Dollar eingetragen.

Für Jänner ist als Spielplan gedacht: „Der Königsleutnant“, von Gutzkow, „John Gabriel Borkmann“ von Ibsen, „Das verfl... Geld“, Lustspiel von Rößler (dem Autor der „Fünf Frankfurter“), und das hier noch nie gespielte Hauptmann-Stück „Die Ratten“.

Todesfall. Am 23. d. Mts. starb nach längerem Krankenlager der Pfründner aus dem städtischen Versorgungshaus Johann Wagner im 75. Lebensjahre. Der Verstorbene war in seinen jüngeren Jahren als Weber in den hiesigen Fabriken beschäftigt. Er ließ aber die Weberei im Stich und wendete sich dem Gastwirtsgewerbe zu. Durch viele Jahre führte er die Gastwirtschaft am Schloß. In der letzten Zeit war er im städtischen Versorgungshaus. Das Leichenbegängnis findet am Samstag, den 26. d. Mts., um 3 Uhr nachm., von der Friedhofskapelle am neuen evangelischen Friedhof in Bielitz statt. — Am Montag, den 21. d. Mts., wurde ebenfalls ein alter Weber, namens Bathelt Fritz, welcher auch 75. Lebensjahr erreicht hat, am alten evangelischen Friedhof in Bielitz beerdigt. Derselbe war in der Bräuhausgasse 3 (Salzburg) wohnhaft. Beide Verstorbene haben noch auf den hölzernen Handwebstühlen gearbeitet und gehörten der Textilarbeiterorganisation als Mitglieder an. Ehre ihrem Andenken!

Plötzlicher Tod. Am 22. d. Mts. erlitt um 10 Uhr vormittags der in Bielitz wohnhaft gewesene 77jährige Hausierer Juda Forstständer in Czechowitz während des Hausierens einen Schlaganfall und blieb auf der Stelle tot. Der herbeigeholte Arzt Dr. Löwy aus Czechowitz konnte nur konstatieren, daß der Tod eingetreten war.

Ausstellung von Druckarbeiten. In der Zeit vom 26. Dezember bis 6. Januar ist eine Sammlung von Druckarbeiten aus Warschau zur Besichtigung ausgestellt. Die Ausstellung ist geöffnet an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 7 Uhr; an Wochentagen von 4 bis 8 Uhr nachmittags. Ausstellungslokal: Vereinskanzlei des Buchdruckervereins Arbeiterheim Bielsko, Republikanska 2, 3. Stock.

Polnisches Theater. Das polnische Theater-Komitee macht im Gegensatz zum deutschen große Anstrengungen, um die hohen Ansprüche des hiesigen kunstliebenden Publikums zu befriedigen. Die besten Kunstkräfte, über die Polen verfügt, werden nach Bielitz berufen. Der finanzielle Erfolg scheint hier nicht die Hauptrolle zu spielen, um so größer ist daher der künstlerische. So bekamen wir vor kurzem die weltberühmte Sängerin Ada Sari zu hören, deren wunderbare Stimme ihren Ruhm vollkommen rechtfertigt. Sie wirkte auf die Zuhörer bezaubernd. Schade nur, daß gerade an diesem Abend der Besuch viel zu wünschen übrig ließ. Die Anwesenden kamen auf ihre Rechnung, denn sie hatten einen wahren Kunstgenuß und zwangen mit ihrem nicht endenwollenden Beifall die Sängerin zu mehreren Zugaben. Vergangenen Sonntag konnte man wieder ein Ensemble des Warschauer Nationaltheaters in der Komödie von Verneuil „Orzel czy Reszka“ (Kopf oder Schrift) mit Jadwiga Smosarska, der berühmten Filmschauspielerin, in der Hauptrolle bewundern. Diese Komödie, die dem Anschein nach zu Beginn obzön wirkt, weil ein Bett mit zwei Liebenden auf die Bühne gestellt wird, und auch einige saftige Pointen zum Ausdruck bringt, hat aber doch einen moralischen Hintergrund, weil die Liebe, die siegt, auch echt war. Das Spiel war vorzüglich und die Kunst kam hier mehr in Gesten als im Sprechen zum Vorschein. Man kann die Einzelheiten kritisch nicht beleuchten, weil im gedruckten Programm die Rollen der einzelnen Darsteller nicht angegeben sind, und muß sich daher mit einem Pauschallob begnügen. Weil wir schon vom gedruckten Programm sprechen, so können wir es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen den Wunsch auszusprechen, diese zu einem billigeren Preis abzugeben, denn 50 Groschen sind wahrlich zu viel, man könnte sich auch mit 20 Groschen begnügen. Die Programme haben zwar viel Papier aber wenig Inhalt. Die vielen Inserate interessieren einen wenig, sie bringen aber dem Verleger „Theater-Komitee“ gewiß so viel ein, daß das Programm, wenn schon nicht umsonst, so doch billiger abgegeben werden könnte. Es könnte vom Publikum sonst als eine Schröpfung angesehen werden. Also herunter mit dem Preise! H.

Kommunales aus Altbielitz

Am 19. d. Mts. fand unter dem Vorsitz des Gemeindevorstehers Gen. Joh. Lukas eine Gemeindeausschußsitzung statt, die über folgende Punkte zu beraten hatte: 1. Protokoll, 2. Berichte und Einläufe, 3. Heimatsachen, 4. Armen- und Arbeitslosensachen, 5. Allfälliges.

1. Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und nach dem Bericht des Gemeindevorstehers über die Durchführung der gefaßten Beschlüsse genehmigt.

2. Unter Einläufe wird ein Schreiben der Finanzkammer in Krakau verlesen, worin mitgeteilt wird, daß eine neue Gemeindemappe sich auf 300 Zloty stellen möchte. Dieselbe wurde bereits bestellt und eine Anzahlung von 150 Zloty geleistet.

Das Parzellenprotokoll ohne Angabe der Namen der einzelnen Parzellenbesitzer wird ungefähr 300 Zloty kosten, mit Angabe der Namen der Parzellenbesitzer erhöht sich der Preis um 50 Prozent. Es wurde beschlossen beim Bielitzer Katastralamt nähere Erkundigungen zwecks Kostenpunkt des Parzellenprotokolls einzuholen. Ferner wird ein Schreiben des Altbielitzer landwirtschaftlichen Vereines verlesen, worin derselbe mitteilt, daß er nicht in der Lage ist, die Brückenwage in eigener Regie weiterzuführen, da die Eichgebühren und die damit im Zusammenhang stehenden Reparaturkosten zu hohe sind. Nach einer Debatte wurde beschlossen, die Angelegenheit zu vertagen und sich an die höheren Behörden zwecks Ermäßigung der Gebühren zu wenden. Sollte dieser Schritt erfolglos sein, dann müßte die Brückenwage außer Betrieb gesetzt werden.

Ein Schreiben des Besitzers Georg Borgel Nr. 213 wegen Ableitung der Grenzwässer wurde mit dem Bemerken zurückgestellt, daß diese Angelegenheit auf dem Gerichtswege zu erledigen sei.

3. In den Heimatsverband wurde infolge Ersitzungsrechtes Josef Krysta Nr. 183 samt Familie aufgenommen.

Laut Verständigung des Magistrates in Bielitz wurden in den dortigen Heimatsverband früher nach Altbielitz Zuständige aufgenommen und zwar: Anna Gura, geb 9. 9. 1893 in Altbielitz, Adolf Weiß, geb. 17. 11. 1853 in Jordanow. Nach Alexanderfeld wurde Johann Pollok aufgenommen.

4. Die gegenwärtig in Alexanderfeld wohnhafte nach Altbielitz zuständige Anna Herma, die erwerbsunfähig ist, suchte um Aufnahme in die Armenversorgung an. Es wurde beschlossen derselben ab 1. Dezember d. Js. monatlich 10 Zl. zu gewähren.

Ein Ansuchen der Johanna Bannert um Gewährung einer ständigen Unterstützung kann nicht berücksichtigt werden, da die im Gesuch angeführten Gründe nicht ganz den Tatsachen entsprechen.

Den in ständiger Armenunterstützung stehenden Dorfarmen, wird wie alljährlich eine Weihnachtsgabe in der Höhe der monatlichen Unterstützung gewährt.

Zur Unterstützung der Arbeitslosen sind von der Wojewodschaft folgende Beträge eingelaufen: Im September 1931 160 Zloty, welche an 16 Arme verteilt wurden. Im Oktober d. Js. 325 Zloty, die an 32 Arme verteilt wurden. Im Monat November ist nichts eingelaufen. Im Dezember 140 Zloty, die vor den Weihnachten zur Verteilung gelangen sollen. Der Gemeindevorsteher berichtet, daß durch die vom Ortsarbeitslosenhilfskomitee eingeleitete Sammlung in der Gemeinde folgendes Ergebnis hatte: An Bargeld ist eingelaufen ein Betrag von 792,10 Zloty. An Kartoffeln 42 Meterzentner. Das erhaltene Getreide wurde vermahlen, welches 343 Kilogramm Kornmehl und 84 Kilogramm Weizenmehl ergab. Ferner liefen ein: 106 Kilogramm Mohren, 40 Kilogramm Bohnen, 74 Kilogramm Aepfel, 70 Kilogramm Brot, 20 Kilogramm Kraut, 5 Kilogramm Speck, 5 Kilogramm Fleisch, Kaffee und Zichorie, sowie abgetragene Kleider.

Von diesen eingesammelten Lebensmitteln und Geld wurden insgesamt 138 Arbeitslose beteilt.

Ferner gelangten 10 Tonnen Kartoffeln von der Wojewodschaft und 9 Tonnen Kartoffeln vom Bezirksarbeitslosenhilfskomitee zur Verteilung. Zu diesem Quantum wurden von der Gemeinde noch 8 Meterzentner zugekauft, so daß 180 Arbeitslose, Invaliden und Dorfarme beteilt wurden.

Die angekündigten 12 Tonnen Kohle werden noch vor den Weihnachten zur Verteilung gelangen.

5. Bezüglich der Straßenbeleuchtung wird bemängelt, daß die automatischen Schaltuhren nicht richtig funktionieren. Dieselben sollen einer Kontrolle unterzogen werden.

Herr Schulleiter Kubica ersucht um Deckung der Kosten von der Volkszählung. Nach längerer Debatte wurde beschlossen, die Mehrarbeit zu entschädigen, während für die Autofahrten keine Entschädigung gewährt wird.

Es wird festgestellt, daß frisch ausgeworfene Straßengräben durch Kühe eingetreten werden. Es wurde beschlossen, für solche Fälle den betreffenden Besitzer haftbar zu machen.

Es wurden folgende Neubauten kollaudiert: Marie Paszek Nr. 343, Bartholomäus Walloschke Nr. 346, Karl Zipser Nr. 347 und Georg Mikler Nr. 3a.

Nach Erledigung weniger wichtigen Angelegenheiten schloß der Vorsitzende die Sitzung mit einem Weihnachts- und Neujahrsglückwunsch.

Geschäftliches

Heimische Seifen. In der jetzigen allgemeinen krisenschweren Zeit muß jeder besonders darauf bedacht sein, sein Besitztum zu erhalten. Wäsche kostet sehr viel Geld und aus diesem Grunde sollt ihr darauf achten, nur wirklich erstklassige, daher auch billigste Seifen zu verwenden, um eure Wäsche zu schonen. Die Seifen der heimischen, seit beinahe 100 Jahren bestehenden Firma Karl Fiber & Co., sind aus edelsten Rohstoffen erzeugt, außerdem sehr billig und aus diesen Gründen verlanget beim Einkauf in allen Geschäften nur Fiber-Seifen, indem ihr jede auswärtige Konkurrenzseife zurückweisen wollet.

Aus der Gemeindestube Alexanderfeld.

Am 17. Dezember l. Js. fand unter dem Vorsitz des Gemeindevorstehers Gen. Johann Karch die 17. Gemeindeausschußsitzung statt. Vor Eingang in die Tagesordnung wurde das Protokoll der letzten Sitzung verlesen und genehmigt.

1. Berichte und Einläufe: Der Gemeindevorsteher bringt ein Schreiben der Postdirektion aus Kattowitz zur Verlesung, worin dem Gemeindeamte bekannt gegeben wird, daß das hierortige Post- und Telegraphenamt mit dem 31. März 1932 liquidiert und dafür nur eine Postagentur geschaffen wird. Für diesen Posten, der mit 120 Zl. monatlich honoriert wird, soll seitens der Gemeinde eine geeignete Person vorgeschlagen werden. Nachdem sich der ehemalige Briefträger Kowal für diesen Posten gemeldet hat, wurde derselbe vom Amte befürwortet. Ueber Wunsch der Anrainer des Lindengrundes wurden am Gemeindewege die Gräben ausgeworfen. Die Schotterung des Weges soll nächstes Jahr durchgeführt werden. Für die Wegrichtigstellung am Ziegenhals hat J. Bulowski dem Armenfonds 80 Zloty gemäß dem Beschlusse der letzten Gemeindeausschußsitzung überwiesen.

Die Baubewilligung wurde dem H. Scharek Andreas für ein Wohnhaus erteilt. Kollaudiert wurden folgende Umbauten: Pollak Johann Nr. 262, Cyma Franz 279, Kisala Paul 274, Homa Karl 278 und Nitsch Else Nr. 279.

Verteilt wurden am 30. 10. d. J. 350 Zloty an 35 Arbeitslose und Dorfarme. Weiters erhielt die Gemeinde 9 Tonnen Kartoffeln vom Bezirksarbeitslosenkomitee und 10 Tonnen Kartoffeln von der Wojewodschaft überwiesen. Dieses Quantum gelangte an 140 Arbeitslose und Arme zur Verteilung. Die am 14. 12. eingelangten 12 Tonnen Kohle vom Bezirksarbeitslosenkomitee wurden an 114 Arbeitslose verteilt.

Die schriftliche Verständigung über die Mandatsniederlegung des Gemeinderatsmitgliedes H. Hemichik wird nicht zur Kenntnis genommen, weil die angeführten Gründe nicht stichhaltig sind. Die von der katholischen Pfarrgemeinde eingelangten 20 Lebensmittelbons werden den katholischen Gemeindeausschußmitgliedern zur Verteilung übergeben. — Hierauf bringt der Gemeindevorsteher einen ausführlichen Bericht über die Tätigkeit des Ortsarbeitslosenhilfskomitees.

Die in der Gemeinde durchgeführte Sammlung ergab den Betrag von 955.50 Zloty Bargeld, 2300 Kg. Kartoffeln, 163 Liter Bohnen, Möhren und kleinere Quantitäten anderer Lebensmittel. Die Lebensmittel wurden bereits verteilt, während das gesammelte Geld erst in der Weihnachtswoche zur Verteilung gelangen wird.

2. Unter Anträge der Sektionen wurden gewährte Befreiungen resp. Nachlässe der Lustbarkeitssteuer von Vereinen zur Kenntnis genommen. Für die Milchaktion wurden der deutschen Schule 60 Zloty und der polnischen Schule 30 Zloty per Monat aus Gemeindemitteln zugesprochen.

3. Weihnachtsgabe für Arme und Arbeitslose. Es wurde beschlossen den Ortsarmen Weihnachtsgeschenke in Lebensmitteln zu gewähren. Für die Arbeitslosen soll zu dem gesammelten Geld noch ein Zuschuß von 1100 Zloty von Gemeindemitteln gewährt werden.

4. In den Heimatsverband werden aufgenommen: Zipser Franz 275, Kreis Paul 171 und Böhn Paul 149. Da die gesetzlichen Bedingungen erfüllt sind, wird gegen die Aufnahme nichts eingewendet.

5. Unter Allfälligem dankt Herr Oberlehrer Krystek als Volkszählungskommissar dem Gemeindeamte für die geleisteten Vorarbeiten, durch welche die Aufgabe den Zählungskommissaren bedeutend erleichtert wurde.

Nach Erledigung verschiedener minder wichtigen Angelegenheiten schloß der Gemeindevorsteher mit Glückwünschen für Weihnachten und Neujahr die Sitzung.

„Wo die Pflicht ruft!“

A. G. V. Einigkeit Alexanderfeld. Genannter Verein veranstaltet sein diesjähriges Weihnachtsfest am 26. Dezember im Gasthause „Zum Patrioten“ in Alexanderfeld, zu welchem die Vereinsleitung alle Freunde und Sympathiker dieses Vereins freundlichst einladet.

Bezirksspielausschuß für Handballspiele Bielitz. Die nächste Sitzung findet am Montag, den 4. Januar 1932, pünktlich um 6 Uhr abends statt. Der Bezirksspielwart.

Volksbühne Biala-Lipnik. Samstag, den 26. Dezember l. J. findet im Saale des Arbeiterheimes in Bielitz ein Bunter Abend, verbunden mit ernsten und heiteren Vorträgen, sowie mit der Operettenaufführung Wien bei Nacht statt, wozu alle Freunde und Gönner höflichst eingeladen werden. Nach Schluß der Vorträge Tanz. Beginn 5 Uhr nachm. Entree im Vorverkauf 1.50 Zl., an der Kasse 2 Zloty. Arbeitslose mit Vorweisung der Legitimation 1 Zloty.

Kamitz. (Weihnachtsfest.) Der Arbeitergesangverein „Freiheit“ veranstaltet am Freitag, den 25. Dezember l. J. in den Lokalitäten des Gemeindegasthauses sein diesjähriges Weihnachtsfest mit reichhaltigem Programm. Beginn um 6,30 Uhr abends. Entree im Vorverkauf 1 Zl., an der Kasse 1.20 Zl. Die Freunde und Gönner des Vereins werden hierzu freundlichst eingeladen.

Nikelsdorf. (Weihnachtsfest des A. G. V. „Eintracht“.) So wie alljährlich, veranstaltet auch dieses Jahr obiger Verein ein Weihnachtsfest im Saale des Herrn Genser. Diesmal findet das Fest den 26. Dezember statt. Alle Genossen und Freunde des Vereines werden schon heute zu diesem Fest eingeladen. Die Vereinsleitung.

Brandgeruch des Orients

Das einzige Hotel in Lom (Bulgarien) war besetzt, denn heute Abend war der Donaudampfer angekommen. Wir legten unsere Mäntel auf die breiten zusammengerückten Tische der blaugetünchten Gaststube und wärmten uns Rücken an Rücken. Während wir unseren Schafkäse und das harte Brot kauten, machten wir uns miteinander bekannt in dem kuriosen Balkanfranzösisch, das zwischen Budapest und Saloniki mit einem stark zum Jiddischen tendierenden Deitsch um die Rolle des ausgleichenden Esperanto rivalisiert.

Er war einer jener zaristischen Offiziere, die man auf dem ganzen Balkan trifft. Verarmt, aber je mehr ihnen der Hunger bittere Linien in das einst fröhliche und vielleicht gedankenlose Gesicht grub, um so mehr kehren sie mit einer sanften Koketterie die auch im Zivilleben geltenden militärischen Tugenden heraus. Sie sind in all ihrer erbärmlichen Abgerissenheit charmante Kavaliere, zelebrieren inmitten bäuerlicher Formlosigkeit einen barock gespreizten Adel der Manieren. Wie gerupfte Pfauen stolzieren sie über den Hühnerhof des Balkans.

In dieser Nacht erzählte mir der Oberst Alexej Gregorewitsch Sostschak, während unsere Zigaretten in der Dunkelheit glühten, mit leiser Stimme die seltsamen Abenteuer seines Lebens. Die blaugetünchte Gaststube, die erfüllt war von den tiefen Atemzügen bulgarischer Bauern, die mit aufgerissenen Mündern auf der Wandbänken schliefen, die Lammfellmütze ins Gesicht geschoben, weitete sich, zu den lichterstrahlenden Sälen von Zarskoje Selo, und die glanzvollen Gesellschaften der Romanows glitten gespensterisch vorüber, beschworen von der leisen, gebrochenen Stimme neben mir. Bis sich die einsamen Schneefelder der Ostfront vor den Glanz schoben, der Geruch von Blut und Rauch die Szenerie erfüllte. Dann aber hob sich der Vorhang über den dramatischen dritten Akt dieses Lebens: Wilde Tage in Petersburg. Marschierende Arbeitermassen über den Newski-Prospekt — rote Fahnen. Abenteuerliche Flucht, versteckt in den Heubergen eiliger Panjewagen — den Herzschlag im Halse. Neue Sammlung unter Wrangels Kommando. Noch einmal flackerte dieses Lebensflämmchen auf, und bei den Geschichtchen von den Kämpfen um Südrußland gewinnt diese rissige Stimme wieder an Kraft. Die gichtige Hand hat befehlerische Gesten. Doch dann ermatten Ton und Bewegung vollends. Die Stimme erzählt nur noch brockenweise, verstummt schließlich ganz.

Ein Leben, von der Brandung der Geschichte an den Strand geworfen. Ein Leben, das Gleichnis, das Symbol wurde für seine Klasse. Aber es ist schon zu morsch und zu barock, um noch als Baustein für die neue russische Welt brauchbar zu sein.

Gelb liegt draußen die Straße in der Sonne. Der Frühwind wirbelt den feinen Mehlstaub hoch, der das wahre Kennzeichen des Orients bleibt. Die Nase erschnuppert seinen brandig scharfen Geruch. Darin mischen sich die Ausdünstungen der Tiere und Menschen mit dem sengigen Dunste verbrannten Strohs und Lehms. Das gehört so sicher zum Orient wie das Virginiaaroma zum Londoner Nebel, der Dunst von Asphalt und Benzin zu Berlin und der Geruch von Teer, Tang und Oel zum Hamburger Hafen. Wenn man jenen Mehlstaub wieder zwischen den Zähnen spürt und bei langen Fahrten über Land aus den Augen wischen muß, wo er sich brennend und beizend einnistet, dann erst ist man wieder wahrhaft in dieser Welt, die Abgründe, die Geschichte und Kultur gruben, vom Norden trennen.

Die weltabgewandte Ruhe dieses Stadtantlitzes ist trügerisch. Stehen da nicht an den Ecken, vor dem Friseurladen und unter den kümmerlichen Ulmen des Hotels erregt diskutierende Gruppen? Bauern in ihrem selbstgesponnenen Zeug, die Hose unten mit Lappen umwickelt, schnabelige Opanken an den Füßen? Dazwischen städtisch gekleidete Männer? Sind die Gesten der Hände nicht lebhaft, nicht heftig, die Mienen nicht wach und erregt?

Es ist das ewig gleiche Thema, von dem der sich in die Vergangenheit zurückträumende russische Oberst nichts weiß, das aber unsere Nachtgenossen auch im Schlafe nicht verließ: Die Not der Bauern! Wohl stehen im Bahnschuppen fabrikneue Dreschmaschinen und Motoreggen aus Deutschland und Ungarn, aber wer gibt Saatgetreide, wer gibt den eisernen Pflug für das harte Erdreich? Die Bauern, wie sie dort stehen, mit ihren großen, zerarbeiteten Händen, keuchten auch in diesem Frühjahr hinter dem erbärmlichen Holzpfluge, der ärgerlich über jedes Hindernis springt und nicht in den Boden eindringt, die unverbrauchten Erdschichten auch nur anzuritzen.

In die halblauten Gespräche mit den Abgeordneten, die von Sofia herübergekommen sind, lärmt jetzt der rhythmische Schritt marschierender Soldaten. Die Sonne blinkt in den großen ovalen Kokarden, auf den blanken Schlössern der Gewehre und dem schwarzen Lack der hohen Stiefel des begleitenden Leutnants. Argwöhnisch mustern Leutnant und Gendarm im Vorbeimarsch die gestikulierenden Gruppen. Stumpf sind die Gesichter der Rekruten.

Durch alle Umherstehenden fährt diese Begegnung wie ein Schock. Denn die Erinnerung an die blutigen Bauernkämpfe von 1921 ist noch wach. Auch damals stand Soldat gegen Bauer. Auch damals waren es die gleichen Nöte, die dem Staate gegen die Revoltierenden, dem Bürger gegen den Bauern die Waffe in die Hand zwangen.

Die gemächliche Ruhe dieser Landstätte ist trügerisch. Der russische Oberst stolziert auch hier über einen unruhigen, vulkanischen Boden, dem er doch gerade zu entfliehen glaubte. Und die sichere Ordnung, die der laute Pfiff des fahrplanmäßig einlaufenden Zuges verkündet, ist schnell umgeworfen.

Brandig ist der Geruch des Orients...

Der Stempel

„Ich bitte dann um Vernehmung meines letzten Zeugen," sagt der Anwalt und schmunzelt innerlich. Er weiß, jetzt wird er der Gegenpartei zeigen, daß ihr auch die letzten Felle davonschwimmen. „Der Herr Zeuge erinnert sich noch genau an das Datum des Briefes."

„Ah, das ist ja sehr bedeutsam," meint der Richter, läßt den Zeugen rufen, ermahnt ihn, vereidigt ihn, fragt ihn:

„So, also welches Datum trug das Schreiben, das Sie gesehen haben?"

„Gar keines, Herr Rat."

„Hm. Sie sollen aber dem Herrn Rechtsanwalt mitgeteilt haben, daß Sie sich noch genau des Stempels auf dem Umschlag erinnern. Also wie ist es damit? Das würde ja genügen. Wie lautete der Stempel auf dem Umschlag? Was lasen Sie da, Herr Zeuge?"

„Jeder einmal in Berlin, Herr Rat."

Rundfunk

Kattowitz — Welle 408,7

Freitag. 11: Gottesdienst. 16: Schallplatten. 17: Chorkonzert. 17,30: Volkstümliches Konzert. 18,45: Solistenkonzert. 20,45: Unterhaltungskonzert.

Sonnabend. 10,30: Gottesdienst. 12,15: Symphoniekonzert. 14,20: Volkstümliches Konzert. 16,20: Schallplatten. 17,35: Konzert. 20,15: Unterhaltungskonzert. 23: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Freitag. 11: Gottesdienst. 15,30: Konzert. 16,30: Kinderstunde. 17: Chorkonzert. 17,30: Konzert. 18,30: Vortrag. 18,45: Solistenkonzert. 20: Vortrag. 20,30: Unterhaltungskonzert. 22: Tanzmusik.

Sonnabend. 10,15: Gottesdienst. 12,15: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15: Volkstümliches Konzert. 15,55: Kinderstunde. 16,40: Vorträge. 17,45: Konzert. 19: Vorträge. 20,15: Unterhaltungsmusik. 21,55: Vortrag. 22,10: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 252. Breslau Welle 325.

Gleichbleibendes Wochenprogramm.

6,30: Funkgymnastik 6,45—8,30: Schallplattenkonzert. 11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse. 11,35: Erstes Schallplattenkonzert. 12,35: Wetter. 12,55: Zeitzeichen. 13.10: Zweites Schallplattenkonzert. 13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse. 13,50: Fortsetzung des zweiten Schallplattenkonzerts. 14,45: Werbedienst mit Schallplatten. 15,10: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Freitag, 25. Dezember. 7: Aus Hamburg: Hafenkonzert. 8,35: Deutsche Glocken läuten Weihnacht. 9,10: Schallplattenkonzert. 10: Katholische Morgenfeier. 11: Vanity Box und der Hausrock aus Kameelhaar. 11,30: Bach-Kantaten. 12,15: Weihnachtsgaben in alter Zeit. 12,30: Konzert. 14,30: Mittagsberichte. 14,40: Weihnachtsfeiern. 15: Kinderstunde. 15,30: Spielzeugschnitzer im Erzgebirge. 16: Der philosophische Ideengehalt der Weihnacht. 16,30: Konzert. 18: Wetter; anschl.: Wiederholung: Billy, Willy und die Fee. 19.20: Wetter; anschl.: Sportresultate vom Sonntag. 19,30: Beseitigung von Rundfunkstörungen. 20: Aus Berlin: „Der Troubadour". In der Pause: Abendberichte. 22.30: Aus Berlin: Konzert. 24: 25-Stunden-Rennen. 0,30: Funkstille.

Sonnabend, 26. Dezember. 8: Schallplattenkonzert. 9,50: Glockengeläut. 10: Evangelische Morgenfeier. 11: Der Schnee. 12,15: Mittagskonzert. 14,30: 25-Stunden-Rennen. 15: Mittagsberichte. 15,10: Lieder. 15,40: Luftbummel durch Europa. 16: Der zerrissene Mantel. 16,30: Konzert. 18,30: Wetter; anschl.: Weihnachtswellen. 20: Wetter. 20 05: Unterhaltungskonzert. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,30: Tanzmusik. 0,30: Funkstille.

SCHACH-ECKE

Lösung der Augabe Nr. 90.

E. M. H. Guttmann. Matt in drei Zügen. Weiß: Kh4, Tc2, Ld1, Sa3 (4). Schwarz: Ka1, Bh7 (2).

1. Ld1—h5 h7—h6 2. Lh5—f7 h6—h5 3. Tc7—a7 matt.

Partie Nr. 91.

Durch langsames vorsichtiges Positionsspiel erlangt der Inder in der folgenden Partie aus dem Prager Kampfe Großbritannien gegen Tschechoslowakei eine übermächtige Stellung auf dem Damenflügel. Ohne jede kombinatorische Wendung versteht er den Gewinn zu erzwingen.

Weiß: **Sultan Khan.** Schwarz: **Flohr.**

	Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6
2.	Sg1—f3	g7—g6
3.	c2—c4	Lf8—g7
4	Sb1—c3	d7—d6

Mit d7—d5 kann hier Schwarz in die gut spielbare Grünfeldverteidigung einlenken

	Weiß	Schwarz
5.	e2—e4	0—0
6	Lc1—e3	Sb8—d7
7	Sf3—d2	. .

Ein für Sultan Khans Stil typischer Sicherungszug. Er nimmt dem Gegner das Feld g4 und kann jetzt jederzeit e4 mit dem Bauern f2 stützen.

	Weiß	Schwarz
7.	...	e7—e5
8.	d4—d5	Sf6—e8
9.	Lf1—e2	f7—f5
10.	f2—f3	f5—f4

Dieses Ineinanderschieben der Bauern ist verfrüht. Schwarz sollte sich vorläufig noch die Möglichkeit f×e offenhalten.

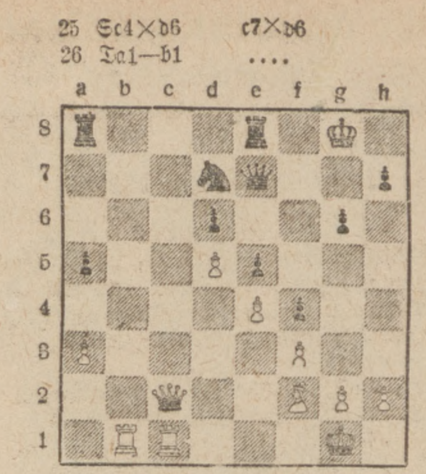
	Weiß	Schwarz
11.	Le3—f2	a7—a5
12.	a2—a3	Se8—f6
13.	b2—b4	b7—b6
14.	Sc3—a4	....

Weiß spielt konsequent auf Durchsetzung von c4—c5. Schwarz ist dagegen wehrlos und könnte nur auf dem Königsflügel Gegenchancen suchen. Infolge der Versteifung durch f5—f4 ist dort aber nur langsam etwas zu erreichen.

	Weiß	Schwarz
14.	....	Tf8—e8
15	c4—c5!	b6×c5
16	b4×c5	Sd7×c5
17	Sa4×c5	d6×c5
18.	Le3×c5	Sf6—d7
19	Lc5—f2	....

Weiß beherrscht den Damenflügel. a5 und c7 sind schwach.

	Weiß	Schwarz
19	....	Lc8—a6
20	Le2×a6	Ta8×a6
21	Dd1—c2	Ta6—a8
22	0—0	Lg7—f8
23	Tf1—c1	Lf8—d6
24.	Sd2—c4	Dd8—e7
25	Sc4×d6	c7×d6
26	Ta1—b1	....



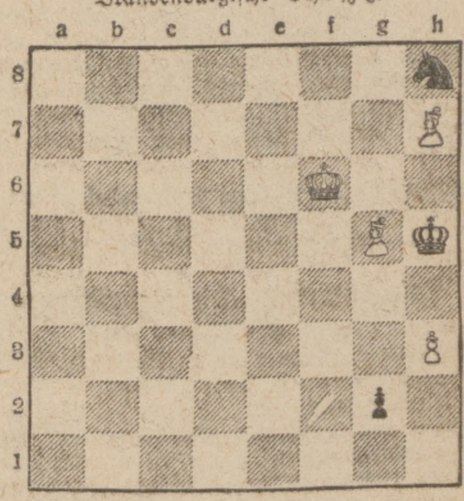
Schwarz ist hilflos. Der Bauer d6 ist auch nicht stärker als vorher der Bauer d7.

	Weiß	Schwarz
26.	....	Sd7—f8
27	Dc2—c6	Ta8—b8
28	Tb1—b6	Tb8×b6
29.	Dc6×b6	De7—d7
30.	Tc1—c6	Te8—c8
31.	Lf2—e1!	

Schwarz gab auf. Weder der Bauer a5 noch der Bauer d6 ist zu halten, und nach T×c6 d×c würde der c-Bauer sehr schnell zur Dame werden.

Aufgabe Nr. 91. B. Sommer.

Brandenburgische Schachztg.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Freier Schach-Bund.

Generalversammlung. Den Ortsgruppen zur Kenntnis, daß die diesjährige Generalversammlung am 17. Januar 1932 um 9½ Uhr (Central-Hotel) Kattowitz stattfindet.

Ueber die Anzahl der Delegierten gibt der § 8 des Bundesstatuts Aufklärung. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben.

Eine Stunde vor der angesetzten Versammlung findet eine Vorstandssitzung der Bundesleitung eben daselbst statt. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.



Gedankentraining „Der Weihnachtskuchen"



Die Mutter hat einen schönen, duftenden Weihnachtskuchen gebacken. Er soll ehrlich und redlich zwischen ihr, dem Vater und den vier Kinderr gete:lt werden. Aber o weh! Die süßen Mandeln, die so sorgsam und regelmäßig auf dem Kuchen aufgelegt waren, daß die Teilung ein leichtes gewesen wäre, sind beim Backen verrutscht und in Unordnung geraten. Können Sie trotzdem den Kuchen so einteilen, daß jedes Familienmitglied drei völlig gleiche Stücke erhält und auf jedem der Stücke eine süße Mandel liegt?

Auflösung des illustrierten Kreuzworträtsels



Ver'ammlungskalender

Arbeiterwohlfahrt.

Kön'gshütte. Am 1. Feiertag, den 25. Dezember, abends 5½ Uhr, Weihnachtsfeier im Saale des Volkshauses. Das Programm ist reichhaltig und wird von unseren Kleinsten bestritten. Alle Parteigenossinnen, -Genossen und Gewerkschaftler laden wir herzlichst ein. Eintrittspreis gering.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Donnerstag, den 24. Dezember: Abmarsch zur Weihnachtsfeier im Walde, um 10 Uhr abends vom Volkshaus.

Sonnabend, den 26. Dezember: Weihnachtsfeier im Heim um 5 Uhr nachmittags.

Sonntag, den 27. Dezember: Heimabend.

Montag, den 28. Dezember: Sprechchorprobe.

Freie Sänger.

Bismarckhütte. (Weihnachtsfeier.) Am Sonntag, den 27. d. Mts., findet wie alljährlich die Weihnachtsfeier des Volkschor Freiheit statt. Zur Aufführung gelangen Gesangsvorträge sowie 2 Theaterstücke, ein ernstes und ein heiteres Stück. Wir laden hiermit alle Freigewerkschaftlichen Kollegen, Parteimitglieder und Kulturvereine ein. Preise der Plätze 75 und 50 Groschen. Eröffnung 4 Uhr, Anfang 5 Uhr.

Siemianowitz. Wegen des großen Andranges und der außerordentlich günstigen Aufnahme der Theateraufführung am Sonntag, den 20. d. Mts., haben sich die Freien Sänger entschlossen, am 1. Weihnachtsfeiertag eine Wiederholung der „Postillion von Rodendorf" zu geben und empfehlen jedem Musik- und Theaterfreund, sich rechtzeitig einen Platz durch Vorverkauf zu sichern, welcher sich in der Papierhandlung des Herrn Franke, Beuthenerstraße und im Konsum Vorwärts Poststraße befindet. Es wird noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Veranstaltung eine halbe Stunde früher und zwar am 25. Dezember, pünktlich um 7½ Uhr abends, im Generlich'schen Saale beginnt. Die Kasseneröffnung ist um 6 Uhr abends. Eine weitere Wiederholung wird kaum in Frage kommen.

Siemianowitz. Zu unserem Weihnachskommers am 27. d. Mts., um 5 Uhr im Saale Kozdon, werden alle Sangesschwestern und Sangesbrüder hiermit herzlichst eingeladen.

Touristenverein „Die Naturfreunde".

Königshütte.

Freitag, den 1. Januar 1932 (Neujahr): Weihnachtsfeier im Vereinszimmer Dom Ludowy. Beginn um 4 Uhr nachmittags. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 6. Januar 1932 [illegible] die fällige Generalversammlung statt. Beginn 3 [illegible]. Der Wichtigkeit wegen ist das Erscheinen jedes [illegible]

Freie Sportvereine.

Kattowitz. (Freie Turner.) Am Sonn[tag, den] 27. Dezember 1931, vormittags 10 Uhr, treffen sich alle [Han]dballer im Zentralhotel. Beide Mannschaften spielen gegen R. K. S. Gieschewald am Sonntag, nachmittags um 2 Uhr.





Der Friedensbote klopft vergeblich an die Tür

Bei den Verhandlungen des Baseler Ausschusses zur Prüfung der deutschen Zahlungsfähigkeit scheint der Gedanke, den Völkern endlich Ruhe und Frieden zu bringen, leider nicht zu siegen. Das Ergebnis wird wieder einmal ein Kompromiß sein, und die Unruhe unter den Völkern und die unerträgliche Last auf dem deutschen Volk werden weiter bleiben.

Königshütte. (Freie Turner.) Montag, den 28. d. Mts., findet im Volkshaus, abends 7½ Uhr, die fällige Vorstandssitzung statt. Erscheinen aller Vorstandsmitglieder ist Pflicht.

Wetterbericht

aus den Saybuscher (Zywiecer) Bergen mitgeteilt vom Schutzhaus Hala Boracza des „Makkabi".

Stand vom 23. Dezember 1931.

Temperatur: 8°.
Auf alter Unterlage: 30 cm Neuschnee.
Beschaffenheit: gesetzter Pulverschnee.
Abfahrten: bis ins Tal gedeckt.
Wind: Nordost.
Voraussichten: beständig.

Schutzhaus T. V. „Die Naturfreunde" Blatnia.

Temperatur: 10°.
Auf alter Unterlage: 30 cm Neuschnee.
Beschaffenheit: gesetzter Pulverschnee.
Abfahrten: bis ins Tal gedeckt.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Mittwoch, den 23. d. Mts., abends 5½ Uhr, im Zentralhotel Vorstandssitzung. Die Vorstandsmitglieder werden ersucht, pünktlich zu erscheinen.

Kattowitz. (Weihnachtstouren der Skisektion des T. V. „Die Naturfreunde".) 1. Tour für Anfänger nach der Blatnia. 2. Tour für Fortgeschrittene nach Zwardon. Für beide Touren erfolgt die Abfahrt am 1. Feiertag 4,55 Uhr. Treffpunkt Bahnhof 3. Klasse 4,25 Uhr. Die Zwardontour kommt nur für die in Betracht, welche P. Z. R.-Grenzausweise besitzen. Mitglieder anderer Ortsgruppen werden zu diesen Touren eingeladen.

Königshütte. (Freie Gewerkschaften.) Am 31. Dezember 1931, abends 8 Uhr, veranstaltet der Ortsausschuß Krolewska Huta für die Mitglieder der Freien Gewerkschaften, Partei und Kulturvereine im „Volkshaus" (Dom Ludowy) Krolewska Huta, ulica 3-go Maja 6, einen Unterhaltungsabend, in Form von Theateraufführungen, Rezitationen und Kabaretts, ausgeführt durch den Bund für Arbeiterbildung. Wir laden alle unsere Mitglieder zu diesem vielversprechenden Abend ein.
Der Ortsausschuß.

Lipine und Umgebung. (Mitglieder des Bergbauindustrieverbandes und der Freien Gewerkschaften.) Am Sonntag, den 27. Dezember d. Js., begeht die Ortsgruppe Lipine des Bergbauindustrieverbandes ihr 30jähriges Bestehen, verbunden mit einer Theateraufführung „Die Macht der Arbeit", anschließend Tanz. Beginn um 5 Uhr nachmittags. Wir bitten die Mitglieder der Freien Gewerkschaften, an dieser Veranstaltung teilzunehmen.



